

# Der Westpreuße

Begegnungen mit einer  
europäischen Kulturregion



73. Jahrgang Heft 2 Sommer 2021 € 9 (D) 35 zł (PL)



**Westpreußen-FOKUS**  
Die autonome Kultur der Kaschuben

**EPIDEMIEN – 1709 UND HEUTE**  
Danzig während der Großen Pest

# AUS DEM INHALT

## VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort
- 5 Vorhinweise auf den Westpreußen-Kongress 2021

## PANORAMA

- 6 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg und Thorn

## 10-23 Westpreußen-FOKUS DIE KASCHUBEN

## AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 24 Das „Kaschubische Museum“ in Karthaus

## GESCHICHTE UND KULTUR

- 28 Epidemien – damals und heute
- 34 Ernst Gottlieb Hantel – Ein ideenreicher Unternehmer der Gründerzeit
- 37 Die Agnes-Miegel-Gesellschaft – Ein Rückblick auf ihr Wirken
- 40 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Vom Aufstehen. Ein Leben in Geschichten* von Helga Schubert
- 41 „Nebelkinder“ – Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

## POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 43 Mehr als nur Symbolpolitik – Fünf Fragen an Professor Klaus Bachmann über das Verhältnis der polnischen Regierungspolitik zu Minderheiten
- 44 Verstehen heißt nicht billigen – *Russlands Weg. Als Botschafter in Moskau* von Rüdiger von Fritsch
- 45 NACHRICHTEN

## RUBRIKEN

- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum guten Schluss (48)

**TITELBILD** Der nördlich von Neustadt gelegene Stoborower See  
FOTO: KONRAD ZELAZOWSKI / ALAMY STOCK PHOTO

**PASSWÖRTER** für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- 📧 November / Dezember 2020: heft-6-2020-afw
- 📧 Frühjahr 2021: heft-1-2021-adn
- 📧 Sommer 2021: heft-2-2021-epi



Start in Thorn:  
Der 64. Coupe Gordon Bennett



Die Schätze des Karthäuser  
„Kaschubischen Museums“



Überraschend aktuell: Strategien der Pandemie-Bekämpfung 1709



Ernst Gottlieb Hantel – ein  
Unternehmer mit Weitblick



Seit 50 Jahren Bewahrerin eines großen  
Erbes: Die Agnes-Miegel-Gesellschaft



Interview zur Lage von  
Minderheiten in Polen

# Westpreußen-FOKUS



## 10

Dieses Heft rückt „Die Kaschuben“ in den Fokus. Deren aktuelle „Situation in der polnischen Politik und Gesellschaft“ erläutert Magdalena Lemańczyk in ihrem einführenden Beitrag zur **Entwicklung einer kaschubischen Identität**.

**Auf der Suche nach dem „Weichselzopf“:** Ende des 18. Jahrhunderts hielt sich ein norddeutscher Arzt und Naturforscher in der Kaschubei auf. Die Notizen seiner Beobachtungen hat sich Joanna Szkolnicka eingehender angeschaut.



## 13



**16** Unter dem Titel **Die Eheleute Gulgowski und die Erweckung der kaschubischen Landschaft** wendet sich Oliwia Murawska der kaschubischen Nationalbewegung zu, die an der Wende zum 20. Jahrhundert deutliche Konturen gewinnt.

## 20

In einem Interview – **Und die Kaschuben – sie singen doch!** – zeigt Witosława Frankowska, welche reiche Musikkultur jenseits der geläufigen Touristen-Attraktionen kaschubischer Tanz- und Gesangsdarbietungen zu entdecken ist.



# vorab

*Liebe Leserinnen, liebe Leser,*

anscheinend ist der Versuchsballon, den wir vor drei Monaten haben aufsteigen lassen, nicht zerplatzt. Alle Reaktionen aus Ihrem Kreis waren erfreulicherweise zustimmend. Dass die Rubriken und deren Gewichtung beibehalten worden sind, wurde ebenso begrüßt wie die Einführung des FOKUS; und unsere Hoffnung, dass für Sie das Mindesthaltbarkeitsdatum des *Westpreußen* nicht schon kurz nach der ersten Lektüre überschritten wird, hat wohl auch nicht getrogen.

Aufgrund Ihrer Resonanz haben wir uns bemüht, das Grundkonzept auch jetzt wieder zu verwirklichen. Dabei hat uns allerdings die fortwährende Pandemie einen Strich durch die Rechnung gemacht. Zum einen kamen die schon allgemein angekündigten „Öffnungen“ nicht rechtzeitig: Die Rubrik REISEN UND ERKUNDEN liegt weiterhin brach, und es gibt auch noch keine Sonderausstellungen, zu denen wir einladen könnten.

Zum anderen und vor allem aber hat das Covid-19-Virus unsere Redaktion massiv geschwächt. Vier Autorinnen bzw. Autoren sind schwer daran erkrankt oder leiden unter dem Post-Covid-Syndrom! Angesichts dieser Einschränkungen war es für uns zumindest eine kleine Genugtuung, uns nicht nur von einer Pandemie bedrängt zu sehen, sondern uns dank dem Beitrag zur Pest in Danzig auch thematisch mit diesem Phänomen auseinandersetzen zu können.

Auch wenn es bei uns folglich – mit einer in dieser Zeit gerne benutzten Formulierung – heftig „geruckelt“ hat, sind wir doch zuversichtlich, dass wir die tiefsten Spuren dieser Verschiebungen noch halbwegs haben verwischen können.

Dazu mag der FOKUS beitragen, den wir diesmal auf die Kultur der Kaschuben richten. Insbesondere nach der Entwicklung der letzten Jahrzehnte hätte sie schon längst verdient, auch von uns einmal differenzierter betrachtet zu werden. Dabei ließ es sich glücklicherweise arrangieren, dass der Beitrag für die Rubrik AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN jetzt diesen Schwerpunkt noch zusätzlich verstärkt.

Darüber hinaus sind wir freilich zuversichtlich, dass Ihnen auch die übrigen Passagen dieser Zeitung aufschlussreiche Beiträge bieten – und dass Sie die Lektüre für die nächsten drei Monate wieder gut portionieren können.

In diesem Sinne bleiben wir mit guten Wünschen für eine gesunde und hoffentlich befreitere Sommerzeit und

mit herzlichen Grüßen  
*Ihre DW-Redaktion*

# AUF EIN WORT



Von Knut Abraham

## Von Aufbruchsstimmung und Aufgaben

Im Sommer 1991 herrschte eine ungeheure Aufbruchsstimmung im deutsch-polnischen Verhältnis. Die Grenzfrage endgültig überwunden, Visumsfreiheit für alle und eine gemeinsame europäische Zukunft, an die die Menschen fest glaubten. Und ein Grundlagenvertrag, der das bilaterale Verhältnis der Nachbarn regeln sollte: Am 17. Juni wird es 30 Jahre her sein, dass Bundeskanzler Helmut Kohl, Außenminister Hans-Dietrich Genscher und der polnische Ministerpräsident Jan Krzysztof Bielecki sowie sein Außenminister Krzysztof Skubiszewski den deutsch-polnischen Nachbarschafts- und Freundschaftsvertrag unterzeichneten. Und die Hoffnungen der Menschen wurden nicht enttäuscht. Die 1991 folgenden harten Jahre der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umstellung tragen heute Früchte. Reiche Früchte – oder im Bild von Helmut Kohl: Wenn wir Polen und auch die seinerzeit neuen Bundesländer ansehen, so können wir heute mit Fug und Recht von „blühenden Landschaften“ sprechen.

Mit großer Unterstützung aus Deutschland ist Polen Mitglied von EU und NATO geworden und spielt heute in beiden Institutionen eine gewichtige Rolle. Die Kontakte auf Regierungsebene sind eng und vielschichtig. Vor allem aber beeindruckt die unglaublich erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung Polens. Das Land ist heute Deutschlands fünfgrößter Wirtschaftspartner und hat dabei Länder wie Italien und Großbritannien hinter sich gelassen. Tausende deutscher Unternehmen haben im Land zwischen Oder und Bug investiert. Interessant ist, dass auch immer mehr polnische Firmen in Deutschland präsent sind. Durch ihre Produkte, aber auch durch Investitionen. Enorm vielschichtig sind auch die gesellschaftlichen Beziehungen. Geprägt durch hunderte deutsch-polnischer Städtepartnerschaften, Schulpartnerschaften, den Austausch von Chören und Kirchengemeinden. Gerade auch die Landsmannschaften spielen dabei seit vielen Jahren eine wichtige Rolle. Denn viele ihrer Mitglieder mit ihrer ganz besonderen deutsch-polnischen Expertise haben sich bereits seit den achtziger Jahren am Bau der Brücken zwischen beiden Völkern aktiv beteiligt. Wichtig sind darüber hinaus die Partnerschaften zwischen deutschen Ländern und polnischen Wojewodschaften. Die enge Zusammenarbeit zwischen Niederschlesien und Sachsen ist ein anschauliches Beispiel. All das zeigt: Es ist tatsächlich eine gute Partnerschaft entstanden in der Mitte Europas.

Gleichzeitig aber bleiben wichtige Aufgaben. Das betrifft vor allem das gegenseitige Wissen übereinander. Mehr als 1.000 Jahre Nachbarschaft sind so vielfältig, aber auch so verdunkelt durch das Grauen der deutschen Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg und das Massenmorden der Nationalsozialisten. Ein besonders schönes Element des 30-jährigen Jubiläums des Vertrages ist, dass es gelungen ist, gerade jetzt den vierten und letzten

Band des deutsch-polnischen Geschichtsbuchs zur Geschichte Europas fertigzustellen. Ein gewaltiger Erfolg; denn gerade um die Kenntnis der Geschichte ist es nicht immer gut bestellt. Vor allem bei jüngeren Deutschen machen sich große Lücken in der Kenntnis der Historie, ja sogar der einfachen Geographie bemerkbar. Und auf polnischer Seite bleibt der Deutschland so prägende Föderalismus zu oft das sprichwörtliche „Buch mit sieben Siegeln“.

Zur Verständigung gehört auch die Sprache. Da kann in Deutschland noch viel getan werden. Einerseits der muttersprachliche Unterricht für die in Deutschland lebenden Polen, aber auch die Vermittlung von Polnisch als Fremdsprache – dies vor allem im grenznahen Bereich. Die Gründung des Kompetenz- und Koordinierungszentrums Polnisch im sächsischen Ostritz im vergangenen Jahr ist ein ganz entscheidender Schritt in die richtige Richtung. Und in Polen haben die Angehörigen der starken deutschen Minderheit wichtige Anliegen für den muttersprachlichen Deutsch-Unterricht, der doch die Grundlage für die Arbeit vor allem mit den Kindern und Jugendlichen darstellt. Gerade die Minderheit, aber auch die Gruppen der infolge des Zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat Geflohenen und Vertriebenen und die in Deutschland lebenden Polen sind heute ganz wichtige Elemente des engen deutsch-polnischen Verhältnisses.

In diesem Jahr feiern wir auch die ebenfalls 30 Jahre zurückliegende Gründung des „Weimarer Dreiecks“. Das Dreieck bilden Frankreich, Deutschland und Polen. Einst geschaffen, um Polen frühzeitig in die europäischen Entscheidungsfindungen in (seinerzeit) Bonn und Paris einzubinden, können wir heute feststellen, dass dies erheblich dabei geholfen hat, den Erfolg der deutsch-französischen Aussöhnung und Partnerschaft um Polen zu erweitern. Die Gründung der jeweiligen Jugendwerke steht exemplarisch dafür. Das Jubiläumjahr bietet sich geradezu an, dem „Weimarer Dreieck“ neue Dynamik zu geben. Dabei könnten insbesondere europapolitische und sicherheitspolitische Themen in den Vordergrund rücken.

Natürlich gibt es im deutsch-polnischen Verhältnis nicht immer nur Harmonisches zu vermelden, nicht immer stimmen die Sichtweisen auf bestimmte Fragen überein, ja es gibt mitunter erhebliche Meinungsverschiedenheiten und auch manch scharfes Wort – aber dadurch lässt sich nicht verdunkeln, dass die Richtung stimmt: Die blühenden Landschaften in beiden Ländern muss man eben auch sehen wollen! Die deutsch-polnischen Beziehungen befinden sich seit 30 Jahren auf dem richtigen Weg. Diesen noch zu verbreitern und auszubauen, bleibt unser gemeinsamer Auftrag. Und es ist eine Freude, daran mitzuwirken.

Der Gesandte **Knut Abraham** ist der Vertreter des deutschen Botschafters in Polen. Zuvor war er u. a. an der Deutschen Botschaft in Washington D.C. tätig und arbeitete vor Eintritt in den Diplomatischen Dienst als Assistent von Dr. Otto von Habsburg im Deutschen Bundestag sowie im Europäischen Parlament.



## VORHINWEISE AUF DEN WESTPREUSSEN-KONGRESS 2021

Für die Planung des Westpreußen-Kongresses wurde das im letzten Jahr vorbereitete Thema wiederaufgegriffen; es lautet:

# „WESTPREUSSEN“ NACH DEM DEFINITIVEN UNTERGANG DER PREUSSISCHEN PROVINZ IM JAHRE 1920

Dieser Kongress soll **vom 24. bis zum 26. September 2021**  
**als Online-Veranstaltung** durchgeführt werden.

## PROBLEM-ENTWURF

Im Januar 1920 wurden die Bestimmungen des Versailler Vertrages umgesetzt, so dass in diesem Zuge auch die frühere Provinz Westpreußen aufhörte zu existieren. Gleichwohl bildet „Westpreußen“ bis heute – und jetzt somit schon seit mehr als 100 Jahren – einen für Deutsche wie für Polen äußerst wichtigen historischen Orientierungsraum, der jeweils mit schwerwiegenden Konflikten und traumatisierenden Erfahrungen verbunden ist. Dazu zählen insbesondere:

- die Überführung großer Gebiete der preußischen Provinz als Teil des sogenannten „Korridors“ in das Staatsgebiet des wiederbegründeten Staates Polen und
- die „Wiedergewinnung“ Westpreußens durch den Überfall des nationalsozialistischen Deutschland auf Polen im September 1939 und die Errichtung des bis 1945 bestehenden „Reichsgaus Danzig-Westpreußen“.

Fraglos gehören in diese historische Abfolge auch die Vertreibung der deutschen Bevölkerung sowie die nächste Transformation „Westpreußens“: in einen landsmannschaftlichen Erinnerungsort. Dieser Komplex soll auf einem weiteren Kongress behandelt werden, so dass zunächst die Jahre von 1920 bis 1945 im Zentrum der Diskussion stehen werden. Dabei wird es im Verlauf der Tagung vor allem darum gehen, neben den zwangsläufig konträren nationalen Perspektiven der jeweiligen Betrachter die nicht minder legitime Sichtweise des jeweiligen Widerparts wahrzunehmen und diese Positionen mit- und gegeneinander zu diskutieren.

## DISPOSITION DER ONLINE-TAGUNG

Ein Kongress, der im virtuellen Raum stattfindet, kann die seit Jahren vertraute Struktur der Westpreußen-Kongresse nicht unmittelbar im Internet abbilden, sondern muss in eine deutlich veränderte Form überführt werden.

### 1. Der Kongress sieht zwei Abendveranstaltungen vor:

- Am Eröffnungsabend geht es zunächst um eine technische und inhaltliche Einführung; sodann folgt ein Grundsatzvortrag mit anschließender Diskussion.
- Zudem ist ein Projekt-Abend geplant, bei dem die Erträge vorgestellt werden sollen, die zuvor von einzelnen Arbeitsgruppen erzielt worden sind.

### 2. Überdies werden zwei Vormittagsveranstaltungen geplant:

- Vor dem Kongress werden sechs Vorträge vorproduziert und auf der Webseite des Kongresses exklusiv für angemeldete Teilnehmer angeboten. Von diesen Beiträgen werden dann an den Vormittagen jeweils drei nochmals verknüpft referiert und daraufhin diskutiert. Dabei werden auch die Teilnehmer die Möglichkeit erhalten, sich über einen Chat permanent in diese Debatten einzuschalten.

### Dementsprechend sieht der Zeitplan die folgenden Einheiten vor:

- Freitag, 24. 9., 18.00 bis 19.30 Uhr  
**Eröffnungsveranstaltung**
- Samstag, 25. 9., 10.00 bis 12.00 Uhr  
**1. Vortrags- und Diskussionseinheit**
- Samstag, 25. 9., 18.00 bis 19.45 Uhr  
**Projekt-Abend**
- Sonntag, 26. 9., 10.00 bis 12.30 Uhr  
**2. Vortrags- und Diskussionseinheit mit nachfolgender Abschluss-Diskussion**

## VORBEREITUNG UND ANMELDUNG

Am **24. Juni**, drei Monate vor Beginn des Kongresses, wird unter der Adresse

**kongress2021.westpreussische-gesellschaft.de**

eine zweisprachige Homepage freigeschaltet, die dann alle wesentlichen Informationen über das Programm, die Teilnahmevoraussetzungen und die Anmeldemöglichkeiten bieten wird.

**Alle Interessentinnen und Interessenten werden gebeten, sich die Termine vorzumerken und die Adresse der Kongress-Homepage greifbar zu halten.**

*Rechtlicher Hinweis: Eine Förderung dieser Veranstaltung wird beim BMI beantragt. Eine Zusage liegt noch nicht vor. Deshalb sind alle hier gegebenen Hinweise noch als unverbindlich zu betrachten.*

Westpreussische Gesellschaft, Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon: 02506/3057-50, E-Mail: [info@westpreussische-gesellschaft.de](mailto:info@westpreussische-gesellschaft.de)  
[www.westpreussische-gesellschaft.de](http://www.westpreussische-gesellschaft.de)

# Notizen aus ...

## der Dreistadt

### NACHFOLGER



Tadeusz Wojda  
im Ornat des  
Erzbischofs  
von Białystok

QUELLE: [HTTPS://ARCHIBIAL.PL](https://archibial.pl)

Die Danziger Katholiken haben einen neuen Erzbischof. Dazu ist von Papst Franziskus der Erzbischof von Białystok, Tadeusz Wojda, ernannt worden. Er löst den bisherigen Amtsinhaber, Erzbischof Sławoj Leszek Głódz, ab, der gerade in den letzten Jahren mehrmals durch eine – vorsichtig ausgedrückt – unflexible Haltung sowie durch fragwürdige Entscheidungen und Äußerungen in einem wenig günstigen Licht erschienen ist und dessen altersbedingter Rücktritt der Papst im August des vergangenen Jahres angenommen hatte. „Ich vertraue darauf, dass seine seelsorgerischen Erfahrungen, die er in Białystok erworben hat, sich auch in Danzig bewähren werden“, kommentierte der Vorsitzende des polnischen Episkopats, der Posener Erzbischof Stanisław Gądecki, die Berufung von Tadeusz Wojda. Viele Gläubige und Priester in der ganzen Diözese hoffen zuversichtlich, dass durch das Wirken des neuen Oberhirten die inzwischen aufgetauten Spannungen und Konflikte endlich gemildert, wenn nicht gar abgebaut werden können. Er scheint in der Lage zu sein – wie der Pfarrer Tadeusz Isakowski äußerte –, die Wogen zu glätten und dabei Probleme offen anzusprechen, anstatt sie im Gegensatz zu anderen „unter den Teppich“ zu kehren.

**SCHLEPPENDE ERMITTLUNGEN** Bei der Danziger Abschluss-Veranstaltung zum „Großen Orchester der Weihnachtshilfe“, die am 13. Januar 2019 auf dem Kohlenmarkt stattfand, wurde



FOTO: GRZEGORZ WEHRING / ARCHIWUM ECTS VIA WIKIMEDIA

*Geschlossene Aufbahrung des ermordeten Stadtpräsidenten Paweł Adamowicz im Januar 2019*

der damalige Stadtpräsident, der bekannte und überaus beliebte Politiker Paweł Adamowicz, auf offener Bühne von einem Attentäter angegriffen und durch Messerstiche so schwer verletzt, dass er am nächsten Tag im Krankenhaus verstarb. In diesem Fall, der auch international große Bestürzung hervorrief, sind die Ermittlungen bis heute nicht abgeschlossen. Der Täter, Stefan W., sitzt seit seiner Tat in Untersuchungshaft, und es wurden über ihn bereits zwei psychiatrische Gutachten erstellt. Der Zeitpunkt, an dem tatsächlich Anklage erhoben wird, ist aber, wie die Familie des Ermordeten mitteilte, immer noch nicht abzusehen. In einer von 300 renommierten Persönlichkeiten unterzeichneten Petition an die Danziger Justiz ist deshalb jetzt öffentlich die Forderung erhoben worden, nach einer ungewöhnlich langen Verzögerung endlich dafür zu sorgen, dass das Strafverfahren eröffnet werden kann.

**VERBESSERTE IMPF-ANGEBOTE** Danzig und Zoppot haben gemeinsam ein neues Impfzentrum in Betrieb genommen. Es befindet sich in der ERGO ARENA, der größten Veranstaltungstätte in der Dreistadt. Geimpft wird an sechs Tagen pro Woche jeweils zwischen 8.00 und 18.00 Uhr. Es stehen insgesamt sieben Impfgassen mit Kabinen zur Verfügung, und das Personal stellen die Danziger Krankenhäuser und der Sanitätsdienst der polnischen Armee. Mit diesem neu eingerichteten Zentrum soll es jetzt möglich sein, innerhalb der Woiwodschaft Pomorze wöchentlich 200.000 Personen zu impfen.

**BATTERIE-PRODUKTION** Der schwedische Konzern NORTHVOLT wird in Danzig auf einer Fläche von 50.000 m<sup>2</sup> eine Produktionsstätte für Batterien errichten. Die Investitionskosten betragen 200 Mio. US-Dollar, der Baubeginn ist für den Herbst geplant, und die Produktion soll schon im Jahre 2022 anlaufen. Einschließlich

der Forschungsabteilung werden hier 500 neue Arbeitsplätze entstehen. Die Fabrikationsanlage soll Akkumulatoren für den Europäischen Markt herstellen, und diese Produkte werden aufgrund der rasanten Zunahme der E-Mobilität dort optimale Absatzchancen finden. Die Verknüpfung des Bauvorhabens mit der technisch-innovativen Entwicklung des Autobaus zeigt sich nicht zuletzt daran, dass das schwedische Unternehmen NORTHVOLT 2015 von Peter Carlsson gegründet worden ist, der zuvor fünf Jahre lang als TESLA-Manager beschäftigt war und eng mit Elon Musk zusammengearbeitet hat.

### ABSCHIED



FOTO: ARTUR ANDRZEJ VIA WIKIMEDIA CC

*Abb. oben: KONSTAL-Straßenbahn 105N in Danzig (aufgerüstete Version mit der Typenbezeichnung 105NCh)*

*Abb. unten: Straßenbahnzug PESA 128NG an der Haltestelle Danzig-Brentau (Brętowo)*

Nach 46 Jahren sind in Danzig die letzten Straßenbahnzüge des Typs 105N (bzw. 105Na) aus dem Fahrbetrieb genommen worden. Diese Bahnen, die von KONSTAL in Königshütte (Chorzów) seit 1977 gebaut wurden, kamen in Danzig ab 1981 zum Einsatz und waren den Bewohnern über 40 Jahre lang vertraut. Deshalb fiel einigen bei der offiziellen Außerdienststellung am 8. März der endgültige Abschied nicht ganz leicht – auch wenn die modernen Niederflurfahrzeuge von der Bromberger Firma PESA, die von nun an ausschließlich genutzt werden, in Bezug auf Sicherheit, Geschwindigkeit und Fahrgastkomfort über erhebliche Vorzüge verfügen.

**LONDON DIREKT** BRITISH AIRWAYS hatte ab 1998 schon einmal eine Route nach London – zum Flughafen Gatwick – bedient, 2001 aber eingestellt. Nun nimmt die Gesellschaft im Sommer wieder einen regulären Dienst zwischen Danzig

und London auf, und zwar sollen Flüge zwischen dem 2. Juli und dem 26. September dreimal pro Woche (Mi, Fr und Sa) stattfinden. Dabei kommt ein AIRBUS A-320, der über 180 Sitze verfügt, zum Einsatz. Tomasz Kloskowski, der Direktor des Lech-Wałęsa-Airports, wertet diesen Entschluss der weltweit operierenden britischen Fluggesellschaft als großen Erfolg. Durch die Verbindung mit London-Heathrow böten sich den Passagieren dort Möglichkeiten, mannigfache Destinationen in allen Kontinenten zu erreichen. Dies gelte beispielsweise auch für den Transfer von Seeleuten, die ihre Einsatzorte erreichen müssen. Zudem rechnet das Manage-

ment damit, dass nun auch britische Touristen verstärkt die Dreistadt besuchen werden. Nicht zuletzt würden wohl auch die zahlreichen polnischen Gastarbeiter in Großbritannien diese Verbindung für ihren Heimaturlaub nutzen.

**FAHNDUNGSERFOLG** Dank einer engen Kooperation zwischen polnischen und deutschen Ermittlungsbehörden ist es gelungen, einer weiträumig operierenden Bande von Autodieben das Handwerk zu legen. Sie hatte Lastkraftwagen mit Sattelaufliegern in Deutschland gestohlen und in die Kaschubei gebracht, dort meistens umlackiert und sie – ebenso wie oft

auch die Ladung – mit gefälschten Papieren weiterverkauft. Der von ihr angerichtete Schaden beläuft sich auf etwa 12 Mio. Złoty. Neben zwei Hauptbelasteten sitzen noch 23 weitere Personen – im Alter zwischen 32 und 80 Jahren – auf der Anklagebank. Die Bande war hervorragend organisiert, arbeitete in verschiedenen selbstständigen Gruppen und unterhielt zum Zwecke der Geldwäsche eine Reihe von Scheinfirmen. Die Anklageschrift umfasst 15.000 Seiten, und den Angeklagten, die ihre Taten bislang noch nicht gestanden haben, drohen im Falle einer Verurteilung Gefängnisstrafen von bis zu 15 Jahren.

Peter Neumann

## Elbing

### JUBILÄUM EINER GROSSEN TAT



#### Logo der Jubiläumsveranstaltungen

Die wohl bekannteste Elbinger Erzählung handelt von einem jungen Bäckergehilfen, der während des „Reiterkrieges“ die Stadt vor einem Angriff des Deutschen Ordens gerettet haben soll, indem er am Markttor die Arretierung des Fallgatters mit einer Schaufel aufgehoben und dadurch das Gitter geschlossen hat. Dieses Ereignis wird auf den 8. März 1521 datiert und jährte sich somit jüngst zum 500. Male. Heute steht – wie jeder Elbing-Besucher weiß – an jener Stelle eine sympathische Skulptur des umsichtigen Jungen, und im Mauerwerk des Tores befindet sich das Symbol einer Schaufel. – Der Magistrat der Stadt hat sich entschlossen, trotz der Corona-Pandemie

öffentlich dieses Jubiläums zu gedenken. Am 8. März hat Stadtpräsident Witold Wróblewski ein Halteseil am Markttor durchschlagen und damit die Feierlichkeiten eröffnet. Nun folgt eine Reihe von Veranstaltungen und Symposien; der Abschluss soll Ende August/Anfang September beim großen jährlichen „Brot-Fest“ stattfinden; und während dieser Zeit wird das Tor illuminiert.

**VERKEHRSFLUSS ODER ÖKOLOGIE?** Der Magistrat versucht seit vielen Jahren, den Straßenverkehr in der Stadtmitte zu verbessern, denn auf den Hauptverkehrsadern, auf der Weingarter Straße (Łeczycka) bzw. Hindenburg-Straße (Bema), der Tannenbergallee (Grunwaldzka) und dem Grunauer Weg (Rawska) kommt es tagsüber allenthalben zu einem regelrechten Infarkt. Diese Probleme ließen sich durch den Bau einer weiträumigen Umgehungsstraße vermeiden, die sich allerdings aufgrund der geringen Investitionsmittel, die der Stadt zur Verfügung stehen, keinesfalls realisieren lässt, denn

die Kosten beliefen sich immerhin auf etwa 200 Mio. Złoty. Deshalb wurde überlegt, eine „kleine“ Lösung anzustreben: Dabei soll die Wschodnia (Oststraße) in ihrem schon bestehenden Verlauf genutzt und dann ab der Weingarter Straße durch den Kommunalpark „Bażantarnia“ (ehem. Vogelsang) bis zur Königsberger Straße weitergeführt werden. Dadurch könnte der Verkehrsfluss nach Einschätzung der Stadtplaner deutlich verbessert werden.

Der Nachteil dieses Konzepts liegt freilich darin, dass es vor ungefähr zehn Jahren schon einmal entwickelt worden ist, die Umsetzung damals aber an Protesten von Umweltschützern und Bürgern scheiterte: Sie bewahrten die „grüne Lunge“ Elbing davor, von einer Umgehungsstraße zerschnitten und geschädigt zu werden. Trotzdem ist der jetzige Magistrat im letzten Jahr auf diese alte Idee zurückgekommen und stellte auch einen Antrag auf Finanzierung der notwendigen Mittel in Höhe von 24 Mio. Złoty aus dem Fonds für Lokale In-



FOTO: JGDURUM MEYER VIA WIKIMEDIA CC

### HINGUCKER

Der Magistrat hat an einem markanten Punkt der Altstadt, vor der Nikolai-Kirche am Elbing, den Namen der Stadt in großen, dreidimensional gestalteten Lettern errichten lassen, deren Wirkung sich, zumal in Verbindung mit der vorangestellten Herzform, vor allem am Abend entfaltet, sobald die Leuchtbuchstaben hell erstrahlen. Eine vergleichbare Illumination befindet sich auch in Danzig an der Baltischen Philharmonie. Die Elbinger Variante hat ca. 65.000 Złoty gekostet und wird von den Einwohnern durchweg als originelle Ergänzung des Altstadt-Ensembles begrüßt.

FOTO: BARTOSZ SKOP



vestitionsvorhaben. Doch bei der Zuweisung der Fördergelder wurde dieses Vorhaben nicht berücksichtigt – und es schien sich dabei zu bestätigen, was mittlerweile schon etliche Verwaltungen polnischer Städte vermuten: dass aus diesem Fonds fast ausschließlich Kommunen bedacht werden, in deren Stadtrat die PiS-Fraktion über die Mehrheit verfügt. – Nun ist vor kurzem aber doch ein (deutlich kleinerer) Förderbetrag in Höhe von 7 Mio. Złoty zugesagt worden, so dass man auf die Ausbau-Überlegungen zurückkommen konnte. Dadurch drohen freilich auch sogleich die alten Konflikte zwischen der Stadt und den Umweltschützern wiederaufzuflammen: Sie warten schon gespannt auf die Einladung zum ersten Bürgerdialog.

### NEUE BAUVORHABEN IN DER ALTSTADT



*Virtuelle Entwurfsskizze*

Der Magistrat hat die Genehmigung erteilt, auf dem Eckgrundstück zwischen der Kalkscheunstraße und dem Hermann-Balk-Ufer einen neuen Gebäudekomplex zu errichten. Er wird das Panorama am Elbing-Fluss in hohem Maße bereichern, auch wenn er nun den Ort einnimmt, an dem sich im Mittelalter bis zum Jahre 1454 die westliche Vorburg des Ordensschlosses befand, und auch wenn die Fassade vorgeblich einer früheren Einteilung der Parzellen folgt, die in dieser Weise überhaupt nicht bestanden hat. – Auf der diametral entgegengesetzten Seite der Altstadt wird vor der damaligen Auguste-Victoria-Schule ebenfalls eine Baumaßnahme vorbereitet: Das Gelände, auf dem sich bis in die 1970er Jahre hinein auch ein Pfarrhaus der St. Marien-Gemeinde befunden hat, ist bereits eingezäunt und wird nun vor weiteren konkreten Planungen zunächst noch eingehend von Archäologen untersucht.

### ERNEUERTER KLANGRAUM

Die im November 2020 aufgenommenen Arbeiten an der Konzertmuschel im Vogelsang wurden im April abgeschlossen. Dieser Ort, an dem jedes Jahr Sommerkonzerte stattfinden, liegt den Bürgerinnen und Bürgern am Herzen. Des-



FOTO: BARTOSZ SKOP

halb entschieden sie sich bei der diesjährigen Abstimmung über das Budget, bei dem sie die Prioritäten der städtischen Vorhaben festlegen können, für diese dringend notwendige Renovierung, die Kosten in Höhe von insgesamt 745.000 Złoty verursacht hat. Bei der Untersuchung des kleinen Bauwerks stellte sich überraschenderweise heraus, dass es in früherer Zeit rot angestrichen war. Deshalb wurde dieser Farbauftrag jetzt wiederhergestellt.

**EIN WEITERES DENKMAL** Eine neue Gedenkstätte soll an das Wiedererstehen des polnischen Staates erinnern und wird den politischen Akteuren gewidmet, die in der entscheidenden Phase – die während des Ersten Weltkrieges einsetzte und dann, nach der im November 1918 formell erreichten Unabhängigkeit, über die Verhandlungen von Versailles bis zur Konsolidierung des Staates führte – den geschichtlichen Prozess förderten und deshalb als Väter der Zweiten Republik gelten dürfen,



Abb. oben: Virtuelle Realisierung des geplanten Unabhängigkeitsdenkmals  
Abb. unten: Entwurfsskizze zur Halbfigur von Marschall Józef Piłsudski

und zwar Ignacy Daszyński, Wincenty Witos, Ignacy Paderewski sowie Roman Dmowski. Deren Namen sollen dort ebenso auf Steinblöcken angebracht werden wie derjenige von Marschall Józef Piłsudski, der durch die Position in der Mitte und zusätzlich durch eine aus Metall gefertigte Halbfigur hervorgehoben wird. Dies erklärt sich zum einen aus dem historischen Rang, der Piłsudski in Polen zukommt, dürfte aber auch damit zusammenhängen, dass als Hauptinitiator dieses Unabhängigkeitsdenkmals der „Piłsudski-Verband der Polnischen Republik“ (Związek Piłsudczyków Rzeczypospolitej Polskiej) auftrat. An dessen Spitze steht Maria Kosecka, die zur Zeit des Antrags Mitglied des Stadtrats gewesen ist.

Sowohl die Idee als auch die konkreten Pläne haben bei vielen Bürgern keine sonderlich gute Resonanz hervorgerufen. Bei Umfragen lehnte sogar eine deutliche Mehrheit das Vorhaben ab, nicht zuletzt, weil gerade in der gegenwärtigen krisenhaften Zeit der Pandemie der Mangel an Geldmitteln sonst zur Blockade etlicher wichtiger Investitionen führt. Auch der Standort, die Grünfläche zwischen der Mauerstraße und der damaligen Friedrichstraße, auf der sich bis Ende des 18. Jahrhunderts die Stadtbefestigungen und vor 1945 die Städtische Sparkasse befunden hatten, wurde als nicht sonderlich günstig beurteilt. Trotz der bedenkenwerten Einwände hat Stadtpräsident Witold Wróblewski den Vorschlag, dessen Umsetzung Kosten von etwa 150.000 Złoty verursachen wird, enthusiastisch befürwortet und dabei Ratsmitglieder, die eine gegenläufige Meinung vertraten, heftig kritisiert. Im Ergebnis hat der Stadtrat nun am 29. April die Zustimmung zur Errichtung des neuen Denkmals gegeben. *Bartosz Skop*

## Marieburg

**DRINGENDE HILFSAKTION** Die 1276 erstmals urkundlich erwähnte St. Johannes-Pfarrkirche ist seit dem Mittelalter die Hauptkirche der Stadt und wurde bald nach ihrer Zerstörung während des Dreizehnjährigen Krieges auf den früheren Fundamenten als Hallenkirche wiederaufgebaut. Auch die schweren Beschädigungen, die sie im letzten Krieg erlitten hatte, konnten beseitigt werden. Inzwischen bedarf die Kirche aber dringend einer Renovierung, denn die Netzgewölbe, die 1534 fertiggestellt worden waren und bis heute erhalten sind, befinden sich in





Abb. links: Schadensbild der Netzgewölbe

Abb. rechts: Die aktuellen Renovierungsarbeiten im nördlichen Mittelschiff

einem denkbar schlechten Zustand. Stellenweise haben sich bis zu einem Zentimeter breite Risse ergeben; durch sie kann Feuchtigkeit eindringen und letztlich zum Einsturz der Gewölbe führen.

Der Orden der Orioniten, der „Fili Divinae Providentiae“ (Söhne der göttlichen Vorsehung), dem die Kirche 1957 übergeben worden ist, be-



mühte sich deshalb, die notwendigen Rettungsarbeiten in Gang zu setzen. Ein Team von Sachverständigen hat 2020 Untersuchungen vor-

genommen und empfohlen, die beschädigten Gewölbe im nördlichen Mittelschiff bei der Reparatur mit Hilfe von thermoplastischen Kunststoffen (Polycarbonaten) zu verstärken. Diese Arbeiten wurden im gleichen Jahr aufgenommen und dauern bis heute an. Dabei sind eingehende Untersuchungen des Bauwerks vorgenommen worden, die beispielsweise ergeben haben, dass seit der in Resten nachweisbaren mittelalterlichen Polychromie durch die Zeiten 23 weitere verschiedene Farbschichten auf die Wände und Gewölbe aufgetragen worden sind. Die gegenwärtige Renovierung wird vom Ministerium für Kultur und nationales Erbe finanziell unterstützt und genießt oberste Priorität: Demgegenüber müssen andere wichtige Restaurierungen verschiedener Ausstattungsgegenstände oder der beschädigten Orgel, die seit dem letzten Jahr sogar verstummt ist, noch zurückstehen.

Bartosz Skop

## Thorn

**IN LUFTIGER HÖHE** Ab dem 19. August wird der *Coupe Aeronautique Gordon Bennett*, der weltbekannte Wettbewerb für Heißluftballons, in Thorn stattfinden. Er ist das älteste und bedeutendste Sportereignis für Ballonfahrer und wird 2021 zum 64. Male ausgetragen. Erstmals wurde der *Coupe* 1906 in Paris durchgeführt, und schon während der 1930er Jahre war Polen dreimal Gastgeber. Polnische Mannschaften konnten den Gordon-Bennett-Pokal bislang sechsmal erringen, so auch 2018. Die Sieger haben das Recht, die im übernächsten Jahr nachfolgende Veranstaltung in ihrem Land auszurichten. Deshalb wurde der 64. *Coup* für 2020 in Breslau geplant, musste wegen der Pandemie aber um ein Jahr verschoben werden; und schließlich änderte sich auch der Ort. Die Wahl fiel nun auf Thorn. Der vorzügliche Sportflughafen der Stadt war schon oft Schauplatz internationaler Kunstflug-Meisterschaften für Flugzeuge wie Segelflugzeuge. Am 10. Mai haben Piotr Calbecki, der Marschall der Woiwodschaft Kujawien-Pommern, sowie Jerzy Makula und Jerzy Wiśniewski, die Geschäftsführer des nationalen bzw. regionalen Aeroklubs, eine Absichtserklärung zur gemeinsamen Organisation des Wettbewerbs unterzeichnet.

Gemeldet sind insgesamt 20 Ballonfahrer aus Europa, Nordamerika und Australien, darunter jeweils drei Teams aus Polen sowie aus Deutschland. Nach der Eröffnung kann der Start je nach



Abb. oben: Treffen der Ballons, die im September 2019 am 63. *Coupe Aeronautique Gordon Bennett* im französischen Montbéliard (Mömpelgard) teilgenommen haben

Abb. links: Ballon mit Werbung für den Würzmittel-Herstellers ROLESKI vor dem JORDANKI in Thorn

der Wetterlage zwischen dem 20. und dem 22. August erfolgen. Das Kräftemesser endet am 27. oder 28. August mit der Siegerehrung und der Schlussfeier. Am Beginn des Rennens heben die Ballons in einem fünfminütigen Abstand voneinander ab und werden dabei jeweils mit ihrer Nationalhymne verabschiedet. Sodann besteht die Aufgabe darin, eine möglichst weite Strecke zurückzulegen. Dafür erhalten die Piloten exakt die gleichen Mengen an Gas und

Ballast und müssen ihre – in keiner Weise vorgegebene – Route dann möglichst geschickt planen und sie, abhängig von den Wind- und Witterungsbedingungen, möglichst optimal bewältigen. Die Gewinner legen in der Regel weit über 1.000 km zurück. Es wäre nicht einmal ausgeschlossen, dass von Thorn aus erstmals die 2.000-Kilometer-Marke überschritten wird, was einer Landung z. B. in Irland oder der Türkei entspräche.

Piotr Olecki

# DIE ENTWICKLUNG EINER KASCHUBISCHEN IDENTITÄT

Kaszëbë  
0 15 km

## Zur Situation der Kaschuben in der polnischen Politik und Gesellschaft

**Die schwierige Frage nach der Identität der Kaschuben, einer Gruppe, die in einem sozio-kulturellen Grenzraum lebt, führt in mehrdimensionale Zusammenhänge und lässt sich nicht rasch beantworten. Stattdessen scheint es sich bei den Kaschuben eher um den dynamischen Prozess einer fortwährenden Identitätsstiftung zu handeln.**

Diese Schwierigkeiten haben sich vor allem daraus ergeben, dass die Kaschuben bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in verschiedenen Staaten bzw. administrativen Einheiten lebten, was dazu führte, dass sie ein unterschiedliches Gruppenbewusstsein entwickelten. Weitere Interferenzen entstehen zudem dadurch, dass sich auch die Gruppen, die in Deutschland, in den USA, in Kanada, Australien und den lateinamerikanischen Ländern leben, ihrer Herkunftsregion verbunden fühlen und sich unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen um eine gemeinsame Identität „der Kaschuben“ bemühen. Diese Dimension soll in den folgenden Ausführungen allerdings nicht weiterverfolgt werden.

### Geschichtliche Aspekte

Der Name „Cassubia“ (Kaschubei) wird seit dem frühen Mittelalter auf verschiedene Teile Pommerns bezogen. Heute wird jedoch einstimmig angenommen, dass sich der kaschubische Kern in der Nähe der Städte Belgard (Białogard), Köslin (Koszalin) und Kolberg (Kołobrzeg) befunden hat. Mittlerweile umfasst die heutige Kaschubei hauptsächlich das Gebiet der Woiwodschaft Pomorze.

Die Schwierigkeiten, eine kohärente kaschubische Identität herauszubilden, wurden in Pommern und Westpreußen/Pommerellen zweifellos durch den jahrhundertealten Einfluss der beiden dominierenden „Leitkulturen“, der polnischen und deutschen, hervorgerufen. Überdies hinterließ die Reformation deutliche Spuren: Sie spaltete die Kaschuben mehrere Jahrhunderte lang sowohl religiös wie sprachlich. Nicht zuletzt übten die Verwerfungen der jüngeren Geschichte, vom Kulturkampf bis zur Einführung der Deutschen Volksliste, einen nachhaltigen und keineswegs förderlichen Einfluss aus. Das Gleiche gilt für die Nachkriegspolitik der polnischen Behörden, die bis zur Wende von 1989/90 gerade danach strebten, regionale Unterschiede zu beseitigen und alle gegenläufigen Bewegungen möglichst zu unterbinden.

Im „Völkerfrühling“ des 19. Jahrhunderts gewannen die kaschubische und polnische Sprache sowie die katholische Religion für das Selbstverständnis der Kaschuben zunehmend an Bedeutung. Zu dieser Zeit, in der sich die Stereotypen des „katholischen Polen“ und der „protestantischen Deutschen“ entwickelten, war es Florian Ceynowa (1817–1881), der die „kaschubische Frage“ aufwarf, gegen den beständigen Druck der Germanisierung bzw. Polonisierung ankämpfte und es wagte, erstmals Bücher auf Kaschubisch zu veröffentlichen.

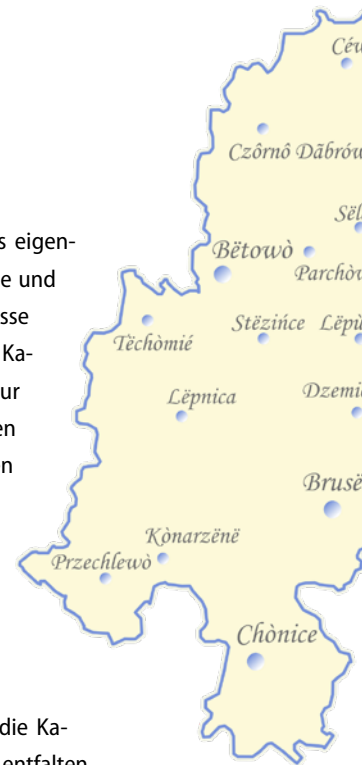
Florian Ceynowa inspirierte in der nachfolgenden Generation eines- teils Aktivisten, die sich innerhalb des politischen Diskurses zu artikulieren suchten; andernteils begannen nun auch Wissenschaftler und Lieb-

haber, Forschungen über die Kaschuben als eigenständige Gruppe sowie über deren materielle und immaterielle Kultur anzustellen. Die Ergebnisse trugen zur Verbreitung des Wissens über die Kaschuben bei, scheinen zugleich aber auch zur Verfestigung negativ besetzter Stereotypen beigetragen zu haben. In jedem Falle gaben diese Arbeiten wesentliche Impulse, die Frage nach der tatsächlichen Identität dieses Volks ernsthaft und differenziert zu stellen.

### Deutlichere Konturen

Die Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Kaschuben sich während der letzten Jahrzehnte entfalten konnten, waren im Vergleich mit denen aller vorherigen Phasen äußerst positiv. Sie eröffneten die Möglichkeit, verschiedene Aspekte einer kaschubischen Identität zu artikulieren und im öffentlichen Dialog quasi auszuhandeln. Orientierungen boten dabei – in Übereinstimmung mit den bis dahin entwickelten wissenschaftlichen Kategorien – ein Selbstverständnis als sprachlich autonome, volkskundlich eigenständige, regional-kulturelle oder ethnische Gruppe sowie auch als Autochthone oder als ethnische Minderheit; und in den letzten Jahren taucht häufiger zudem die Kategorie der Nation auf, und zwar allermeist bei Personen, die Mitglieder der „Gesellschaft von Menschen kaschubischer Nationalität“ (STOWARZYSZENIE OSÓB NARODOWOŚCI KASZUBSKIEJ – KASZĘBSKÓ JEDNOTA) sind.

Die Festigung und Wahrung ihrer Identität wird gewiss dadurch gefördert, dass die überwiegende Mehrheit der Kaschuben innerhalb einer Woiwodschaft, der Woiwodschaft Pomorze, leben. Zudem haben sich mittlerweile Organisationen konstituiert, die zivilgesellschaftliche Aktivitäten zu einer regelrechten kaschubischen Bewegung bündeln und verstärken. Schon 1956 wurde die bis heute einflussreiche „Kaschubisch-Pommersche Vereinigung“ (ZRZESZENIE KASZUBSKO-POMORSKIE) ins Leben gerufen. Sie ist auch weiterhin die wichtigste Repräsentantin der Kaschuben und hat einen Sitz als ständiges Mitglied in der FÖDERALISTISCHEN UNION EUROPÄISCHER NATIONALITÄTEN (FUEN), deren 39. Kongress sie 1994 in Danzig mit ausgerichtet hat. Ihr folgte 1962 der Studentenclub POMORANIA, und nach der „Wende“, 1996, vermochten dann Vertreter der kaschubischen Intelligenz, die zwischenzeitlich herangewachsen war, das KASCHUBISCHE INSTITUT in Danzig zu gründen. Die Gruppe der Initiatoren bestand aus 25 Personen, die verschiedene wissenschaftliche Diszi-





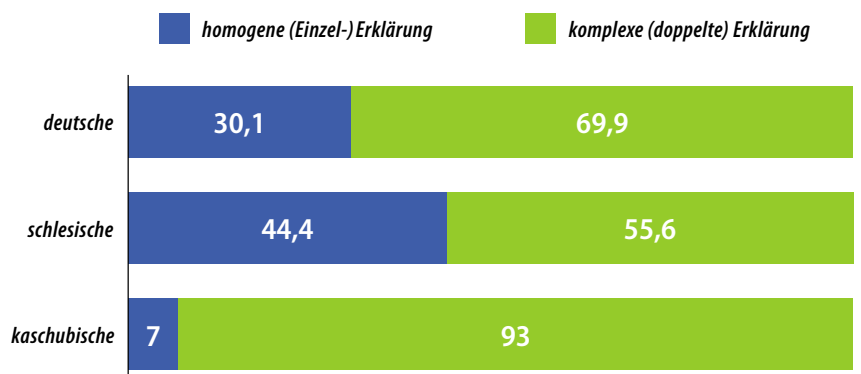
Übersichtskarte mit den kaschubischen Ortsnamen

plinen vertreten. Derzeit zählt das Institut rund 150 Mitglieder aus Polen, aber auch anderen europäischen Ländern sowie aus Japan und Kanada. Sie sind hauptsächlich Wissenschaftler sowie Kunst- und Kulturschaffende; zudem gehören auch Vertreter der Regionalpolitik und -verwaltung zu diesem Kreis. Das Institut verfügt über ein umfangreiches Netzwerk an Kooperationen mit verschiedenen Wissenschaftsorganisationen, Forschungszentren, Museen, Bibliotheken und Verbänden. Insgesamt bestehen Partnerschaften mit über 70 Institutionen. Von besonderer Bedeutung ist dabei die enge, sogar im Statut verankerte Kooperation mit dem Museum für Kaschubische und Pommersche Literatur und Musik in Neustadt (Wejherowo).

Nach der Bildung und Stabilisierung einer kaschubischen Bewegung, die gesellschaftlich sichtbar und akzeptiert ist, lassen sich die Kernwerte einer individuellen wie gruppenbezogenen Identitätsstiftung klarer bestimmen. Dazu gehören vor allem das Territorium, die kaschubische Sprache, die Herkunft – die „Blutsbande“, die katholische Religion sowie das kollektive und kulturelle Gedächtnis. Zudem kann von einer kaschubischen Identität meistens in einer zwei Seiten umfassenden Konstellation gesprochen werden, die entweder als polnisch-kaschubisch oder als kaschubisch-polnisch bestimmt wird. Die Zuordnung zum Kaschubentum erfolgt am häufigsten in ethnischer Hinsicht, während sich diejenige zum Polentum auf der nationalen, staatsbürgerlichen Ebene vollzieht. Die „doppelte“ Identität ist der geschichtlich vertrauten (und auch heute bei doppelten Staatsbürgerschaften üblichen) Koexistenz mehrfacher Loyalitäten vergleichbar und keinesfalls als Widerspruch zu verstehen. Demgegenüber ist eine quasi ungemischte Identifikation mit der Kaschubei als eigenständiger Nationalität nur in geringem Maße zu beobachten.

In diesem Zusammenhang sind die Ergebnisse der Volkszählungen von 2002 und 2011 höchst aufschlussreich. Die beiden Befragungen folgen einem unterschiedlichen Ansatz: Im Jahr 2002 konnte nur eine nationale Identifikation angegeben werden, während es 2011 möglich war, für eine komplexe nationale und ethnische Identifikation zu optieren. 2002 gaben 5.062 Personen „kaschubisch“ als Nationalität an, und 2011 waren es 16.377, die allein diese Zugehörigkeit wählten. Ein ganz anderes Bild ergab sich freilich unter der Voraussetzung, eine differenzierende Wahl treffen zu können. Als „kaschubisch-polnisch“ bezeichneten sich einerseits lediglich 1.369 Personen – was wohl dahingehend interpretiert werden darf, dass die Präferenz für das Kaschubische bereits weitgehend durch die „ungemischte“, alleinige Nennung ausgedrückt wird. Andererseits aber waren es 215.784 Staatsbürger, die sich als polnisch-kaschubisch bezeichnet haben. Diese bei den Kaschuben überwältigende Mehrheit der doppelten Identifikation schlägt sich auch deutlich im Vergleich mit den Resultaten bei anderen offiziell anerkannten Minderheiten – wie beispielsweise der deutschen und schlesischen – nieder:

**Ausgewählte nationale und ethnische Identifikationen entsprechend der Komplexität der Angaben im Jahre 2011 (in Prozent)**



Eine zusätzliche Perspektive eröffnet die Frage nach der „häuslichen Alltagssprache“. 2002 nannten hier 52.665 der Befragten die kaschubische Sprache, wobei sich darunter nur 77 befanden, die nicht in der Woiwodschaft Pomorze lebten. 2011 hatte sich die Zahl mit 108.140 mehr als verdoppelt. Hier waren es 88.042 Personen, die sich zugleich sowohl als polnisch wie als kaschubisch identifizierten, während immerhin 10.425, die im obigen Diagramm überhaupt nicht auftauchen, weil sie allein die polnische Identifikation genannt hatten, Kaschubisch als Alltagssprache bezeichneten; und 9.672 Menschen, die sich ausschließlich als kaschubisch verstanden, kreuzten auch diese Sprach-Präferenz an. Daraus ergibt sich, dass 6.705 von den insgesamt 16.377 Kaschuben ihre eigene Sprache nicht als häusliche Alltagssprache nutzten.

Eine eigens zu berücksichtigende Gruppe innerhalb der kaschubischen Bevölkerung bilden schließlich diejenigen, die sich in der Woiwodschaft Pommern nach 1989 der deutschen Minderheit zugerechnet haben. Die Motive dieser Kaschuben sind, wie Befragungen zeigen, in aller Regel nicht primär auf eine radikale Verschiebung im nationalen Selbstverständnis zurückzuführen, sondern resultieren zumindest auch aus sozio-ökonomischen Erwägungen, weil diese Entscheidung den Weg zu einer wohlverdienten Entschädigung für erlittene Kriegsverluste und in jedem Falle für eine jahrzehntelange Diskriminierung zu ebnen vermochte.



Kinder aus der öffentlichen Schule in Berent



Fahnen-Prozession

## Perspektiven

Seit dem „Gesetz über nationale und ethnische Minderheiten sowie die Regionalsprache“ vom 6. Januar 2005 genießt die kaschubische Sprache – bislang als einzige in Polen – den Status einer Regionalsprache. Damit ist ihr Gebrauch reguliert, d. h. sie wird, um die wichtigsten Bestimmungen zu nennen, in den Schulen unterrichtet, findet als Hilfsprache vor den Gemeindebehörden Verwendung, und es gelten z. B. bei Eigennamen ihre orthographischen Regeln; überdies werden die Namen von Orten, Straßen und Landschaftspunkten durch eine zweisprachige Beschilderung gekennzeichnet. Davon waren 2019 in 60 Gemeinden der Woiwodschaft Pomorze bereits 827 aufgestellt. – Gemäß dem Gesetz sind wohlgemerkt die kaschubische Sprache, nicht aber die Kaschuben als Gruppe unter einen besonderen Schutz gestellt worden. Sie bilden vielmehr eine Gemeinschaft, die eine regionale Sprache verwendet. Deshalb gelten sie weder als nationale noch als ethnische Minderheit.

Dank dem Gesetz hat die Verbreitung des Kaschubischen erheblich an Qualität und Dynamik gewonnen, was seinerseits gewiss die zunehmende Akzeptanz der kaschubischen Identität beeinflusst hat. Derzeit wird die Sprache von etwa 20.000 Kindern in Kindergärten und öffentlichen Schulen erlernt; seit 2005 ist es überdies möglich, die Reifeprüfung in dieser Sprache zu absolvieren. Auch die „Gesellschaft von Menschen kaschubischer Nationalität“ engagiert sich in der Schulbildung: Sie betreibt privat einen Kindergarten und eine Grundschule (Naja Szkoła). Überdies ist die Bedeutung der Kaschubischen Volkshochschulen in Turmberg (Wieżyca) und Starbenin (Starbienino) für die regionale Bildung von Erwachsenen – und mithin oft auch Multiplikatoren – kaum zu überschätzen.

Eine auch politisch höchst bemerkenswerte Förderung der kaschubischen Identität ist dem auf die Kaschubei und das Kaschubische bezogene ethno-philologische Studium zu verdanken, das seit dem Studienjahr 2014/2015 an der Philologischen Fakultät der Universität Danzig angeboten wird. Der Studiengang umfasst als Bachelor-Studium drei Jahre und verfügt über ein teils philologisches, teils praktisches Profil. Die Studierenden erhalten somit breite Kenntnisse der kaschubischen Sprache und Literatur sowie der sozio-ökonomischen und -kulturellen Probleme und Möglichkeiten der Region. In einem anschließenden Master-Studium können dann einzelne fachliche Schwerpunkte vertieft werden. Für die Absolventen öffnen sich dann Tätigkeitsfelder im Sprachunterricht der Grundschulen, in den lokalen Medien

und innerhalb der kulturellen Aktivitäten von Einrichtungen der Kommunen und Kirchengemeinden.

Innerhalb der spezifisch kaschubischen Kommunikationsmedien hat sich inzwischen eine erstaunliche Vielfalt herausgebildet. Neben der in jüngerer Zeit noch weiter zunehmenden Buchproduktion gibt die Kaschubisch-Pommersche Vereinigung schon seit 1963 eine eigene Zeitschrift heraus: *Pomerania* veröffentlicht – finanziell seit 2011 zum Teil aus öffentlichen Mitteln gefördert – auf Polnisch und Kaschubisch Aufsätze zu kulturellen und gesellschaftlichen Themen sowie zu Fragen der Bildung. Das Periodikum erscheint in einer Auflage von etwa 2.400 Exemplaren und bietet seit 2006 mit *Stegna* pro Quartal noch zusätzlich eine kaschubischsprachige Literaturbeilage.

Ein weiteres Feld der Medienangebote öffnet sich – ganz abgesehen von der Fülle individueller Aktivitäten im Internet – mit Radio- und Fernsehprogrammen, von denen hier einige wenige exemplarisch vorgestellt werden sollen. *Radio Kaszëbë* wird seit Dezember 2004 vom „Verein Putziger Land“ (STOWARZYSZENIE ZIEMIA PUCKA) betrieben und erreicht mit seinem 24-Stunden-Programm über 860.000 potenzielle Hörer von Hela bis nach Berent; von montags bis freitags läuft ab 12.00 Uhr im Digitalradio eine kaschubische Live-Sendung mit Interview-Gästen; und seit 2011 sendet das Regionalfernsehen *TVP Gdańsk* die zweisprachige Sendung „TEDË JO“ [DANN JA].

Dass die Kaschuben als Gruppe mittlerweile ein hohes Prestige genießen, beruht freilich nicht nur auf den Medien, die ihre Themen verbreiten, sondern auch auf ihrer Präsenz im öffentlich-politischen Raum, z. B. durch die Aktivitäten der Kaschubischen Parlamentarischen Fraktion, deren Vorsitz Senator Kazimierz Kleina innehat, oder der kaschubischen Vertreter auf lokaler, regionaler, nationaler und auch europäischer Ebene. Hier seien Donald Tusk oder Mieczysław Struk, der seit 2010 amtierende Marschall der Woiwodschaft Pomorze, genannt. Hinzu kommen Mitglieder kirchlicher Eliten wie Henryk Muszyński, der emeritierte Erzbischof und Metropolit von Gnesen. Schließlich sind Kaschuben als Abgeordnete und Senatoren im polnischen Parlament oder in hohen Regierungsamtern vertreten.

Die Perspektiven, die sich dem Kaschubentum gegenwärtig öffnen, werden sich alsbald noch erheblich genauer abschätzen lassen: Nach 2011 findet in Polen seit dem 1. April 2021 eine neue Volkszählung statt. Deren Ergebnisse werden zeigen, ob sich dort die positiven Entwicklungen während der letzten zehn Jahre in statistisch messbarer Weise niederschlagen haben.

st Magdalena Lemańczyk

# Auf der Suche nach dem „Weichselzopf“

*Ein norddeutscher Arzt und Naturforscher begegnet am Ende des 18. Jahrhunderts den Kaschuben*

Ulrich Jasper Seetzen (1767–1811), der in den frühen 1790er Jahren als Privatgelehrter längere Reisen durch Westfalen, nach Wien, aber auch durch Holland oder Böhmen unternommen hatte, arbeitete gegen Ende des Jahrhunderts in Diensten des Reichsgrafen von Münster-Meinhövel auf dessen ostelbischen Gütern. Dabei führten ihn seine Aufgaben auch in die Kaschubei.

Der Arzt und Naturforscher Seetzen, der sich späterhin als Erforscher des Vorderen Orients in die Geschichte eingeschrieben hat, war vielerlei Wissensgebieten zugewandt. So sammelte er beispielsweise eifrig Pflanzen, Mineralien und allerhand andere Naturobjekte für sein „Naturalienkabinett“ und war aufgrund seiner Studien 1795 in die GESELLSCHAFT NATURFORSCHENDER FREUNDE IN BERLIN aufgenommen worden. Freilich verlor er auch medizinische Phänomene nicht aus dem Blick – und dazu gehörte in der Region, in der er sich aufhielt, auch der „Weichselzopf“. Damit wird eine unentwirrbare Zusammenballung verfilzter Kopfhaare bezeichnet, die – vor allem aufgrund mangelnder Körperhygiene – zu Ausschlägen und Schorfbildungen führen konnte. Wenn ein Auskämmen aufgrund der Schmerzhaftigkeit, aber auch abergläubischer Ängste unterblieb, entstanden durch die Ablagerung von Schorf und Schmutz sowie heftigen Läusebefall ein Krankheitsbild, das im Mittelalter durchaus verbreitet war, späterhin aber in engeren Zusammenhang mit Polen gebracht wurde. Darauf deutet der Name „Weichselzopf“ ebenso hin wie die alternative Benennung „Plica polonica“.

Ab 1797 hielt sich Seetzen für längere Zeit im kaschubischen Dorf Swartowa bzw. Schwartow (Zwartowo) auf. Das im Kreis Lauenburg liegende Gut gehörte damals der Adelsfamilie von Somnitz, die es von der Familie von Krockow erworben hatte und dort Ende des 18. Jahrhunderts einen Hof anlegte. (Die späterhin im klassizistischen Stil umgebaute Anlage ist auch heute noch erhalten.) Von dort aus unternahm Seetzen, der nie eine Gelegenheit verpasste, seine wissenschaftliche Neugier zu befriedigen, zahlreiche Exkursionen, sei es nach Danzig oder in andere Ortschaften dieser Gegend. Dabei lernte er sowohl die Lebensverhältnisse in Hinterpommern wie auch in Westpreußen kennen. Diese preußische Provinz war erst gut 25 Jahre zuvor nach der ersten Teilung Polens gebildet worden, während Hinterpommern sowie die Kreise Lauenburg und Bütow bereits seit dem Westfälischen Frieden (1648) bzw. dem Vertrag von Bromberg (1657) zu Brandenburg – und späterhin zu Brandenburg-Preußen – gehörten.



*Thomas Salmons dreibändiges enzyklopädisches Hauptwerk Modern History, or the Present State of all Nations [...], das 1739 in London erschienen ist und danach in mehreren Auflagen, aber auch mannigfachen Versionen und unter verschiedenen Verfasser-Namen große Verbreitung fand, bietet eine der seltenen bildlichen Darstellungen einer Frau, die unter der „Plica“ leidet. Die hier gezeigte Abbildung stammt aus dem 7. Band der zeitgleich in Venedig veröffentlichten italienischen Version Historia Moderna – Lo stato presente di tutti paesi [...].*

Aus Swartowa schrieb Seetzen am 30. März 1798 einen Brief an den Mediziner D. G. Wardenburg in Göttingen, der dann in dem aufklärerischen „Genius der Zeit“, einem von August Hennings herausgegebenen *Journal*, unter dem Titel „D. U. J. Seetzens Schreiben [...] über die Haar-Filze der slawischen Nation, besonders der Westpreußen [!]“ veröffentlicht wurde. In dieser Studie über den „Weichselzopf“ schließt sich der Autor der Meinung von anderen Reisenden an, die in Polen mit der „Plica polonica“ in Berührung gekommen waren und sie beschrieben hatten. Zu ihnen gehören u. a. der – ebenso wie der in der Herrschaft Jever geborene Seetzen – aus Friesland stammende, aber in schwedischen Diensten stehende Ulrich von Werdum (1632–1681) sowie der britische Schriftsteller und Politiker Nathaniel William Wraxall (1751–1831).



U. J. Seetzen. Schabkunst von F. C. Bierweiler nach einem Gemälde von E. C. Dunker; Jever: A. Garlichs, 1818

Gemeinsam mit Wraxall sieht Seetzen diese Krankheit zudem im Kontext der zu dieser Zeit weit verbreiteten Ansicht, nach der 1771 bei der Einrichtung von Westpreußen eine kulturelle Rückständigkeit Polens offenbar geworden sei. Die „Plica polonica“ wurde somit zu einem Zeichen für die Unterlegenheit dieser Nation, die die Übernahme des Landes geradezu als eine zivilisatorische Mission erscheinen ließ. Die Überzeugungskraft und Breitenwirkung solcher Positionen, für die es derart plausible Belege gab, sind schwerlich zu unterschätzen: Ein Jahr nach dem Göttinger *Journal* erschien auch in der niederländischen Zeitschrift *Oeconomische courant* ein auf Seetzens Brief beruhender Beitrag über den „polnischen Haarfilz“, – der den Holländern höchstwahrscheinlich zum ersten und wohl auch zum letzten Male die Gelegenheit gab, etwas von den kaschubischen Ortschaften Swartowa und Wirschgozina zu erfahren.

Den Unterschied zwischen den Kulturstufen von Hinterpommern und Westpreußen markiert der Autor sehr genau:

*Ungeachtet die Herrschaft Lauenburg noch vor hundert und vierzig Jahren einen Theil des grossen polnischen Reiches ausmachte und der caschubische Dialect der polnischen Sprache daselbst beim größten Haufen noch im Gebrauch ist: so gehört dennoch diese Krankheit hier zu den Seltenheiten.*

In Westpreußen hingegen habe die Sache mit dem „Haarfilz“ schon ganz anders ausgesehen, denn dort hätten in jedem der dortigen Dörfer „männliche und weibliche Personen“ gelebt, die in unterschiedlichem Maße von diesem Leiden betroffen gewesen wären.

Um sich seinen dringenden Wunsch zu erfüllen, diese „Kuriosität“ mit eigenen Augen zu sehen und selbst untersuchen zu können, begab sich Seetzen Ende März 1798 an einem kalten Tage, als überall noch eine dicke Schneedecke lag, nach Wirschgozina bzw. Wierschutzin (Wierzchucino), einem kaschubischen Dorf, das damals zum Zisterzienserinnen-Kloster von Zarnowitz gehörte. Dort sollte, wie der Forscher von einem Prediger namens Wedekind erfahren hatte, ein Mann leben, „dessen Weichselzopf eine vorzügliche Grösse erreicht habe“.

1784 befanden sich im Dorf – so Ludwig Wilhelm Brüggemann in seiner *Ausführlichen Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des Königl. Preussischen Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern* – „neben 12 Hufen Land sowie Eichen-, Fichten- und Ellernholzungen: ein Vorwerk, eine Wassermühle, 12 Bauern, 4 Kossäten [Besitzer eines Kotten], 1 Krug und 31 Feuerstellen“. Als Seetzen 14 Jahre später in das Dorf kam, dürfte sich darin wohl nicht viel verändert haben. Ganz sicherlich bildete der Krug für die dort ansässigen Bauern weiterhin den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens – und hier fahndete der Reisende auch nach dem Mann mit dem „Koltun“, verließ den Krug aber wieder so schnell wie möglich, weil er voller Bauern war, die „der Branntwein ein bisschen zu munter“ gemacht hatte.

Der gesuchte Leibeigene wurde bald herbeigeholt, und nach Seetzens Untersuchung des „Filzhaars“ befragte er den Patienten über sein Leiden. Dabei zeigte sich allerdings, dass der Arzt eher die Interessen des Naturforschers und Kuriositätensammlers vertrat, denn es war ihm wichtiger, den „Zopf“ für sein „Kabinett“ zu gewinnen als dem Bauern in dessen Leiden Erleichterung zu verschaffen.

Seinen Bericht über das Gespräch mit dem Erkrankten verbindet der Briefschreiber relativ assoziativ mit Beispielen von anderen, nur vom Hörensagen bekannten Fällen der Krankheit. Überdies fügt er eigene Bemerkungen und Vermutungen zu den Entstehungsursachen und Erscheinungsformen bei Menschen und Tieren an und äußert sich über denkbare gesellschaftliche Auswirkungen der Krankheit sowie die dem Volk vertrauten Heilmittel. In diesem Zusammenhang geht er auch auf die – ihm von einem gewissen Justizrat übermittelte – Geschichte einer Gräfin Sierakowska ein (höchstwahrscheinlich ist hier die Familie Sierakowski auf Groß Wapplitz gemeint), die „durch irgendeinen Krankheitsstoff mit dieser häßlichen Perücke beschenkt worden war“ und in der Hoffnung auf Genesung regelmäßig einen Wallfahrtsort besuchte; und er berichtet auch von den kaschubischen und pommerschen Bauern, denen, nachdem sie zum preussischen Heer einberufen worden waren, ihre „Zöpfe“ von Feldwundärzten abgeschnitten wurden und die vor dieser „Operation“ sicherheitshalber „blutreinigende und abführende“ Mittel einnehmen mussten.

In seinem Brief an Wardenburg beschränkt sich der Autor vordergründig auf die Frage des „Filzhaares“; in seinen Darlegungen fin-

det sich aber eine Reihe von weiteren Bemerkungen, die für das zeitgenössische Bild der Kaschubei und der Lebensumstände ihrer Bewohner aufschlussreich sind. Dazu gehört die Erfahrung, dass die Landbevölkerung offenbar noch keinerlei Kontakt mit der deutschen Sprache hatte: In Wirschgozina musste er sich der Hilfe eines Dolmetschers vergewissern, weil er sich sonst im ganzen Dorf nicht hätte verständlich machen können. Ähnlich verhielt es sich wohlgerne auch in Ortschaften, die nicht erst 1772 zu Preußen gekommen waren und in denen – im Gegensatz zu Wirschgozina – die meisten Menschen evangelisch waren. Nach Aussage des Stolper Superintendenten Christian Wilhelm Haken musste 1780 in den meisten Kirchspielen notwendigerweise auf Kaschubisch gepredigt werde, weil mindestens die Hälfte der Einwohner des Deutschen nicht mächtig war.

Bemerkenswert sind zudem die linguistischen Beobachtungen Seetzens, der sich auch unter diesem Aspekt mit dem Problem des „Koltuns“ auseinandersetzt. Der Autor, der späterhin Vokabel-Listen der arabischen Sprache zusammenstellte, nennt mannigfache Bezeichnungen für den Weichselzopf, die teils in der Kaschubei, teils in Pommern im Gebrauch waren, darunter „Strang“, „Kottun“, „Kautunn“, „Klatte“ oder „Flechte“. Nur einige dieser hier überlieferten Begriffe haben in das 1835 herausgegebene *Ausführliche Polnisch-Deutsche Wörterbuch* von Christoph Cölestin Mrongovius Eingang gefunden. Als einen in der Kaschubei gebräuchlichen Ausdruck führt dieser Lexikograph das Wort „Klatan“ an, während die Danziger nach Mrongovius den Weichselzopf als „Mahrklatte“ bezeichnen.

Als wichtige Einblicke gewähren Seetzens Schilderungen auch in die religiösen Verhältnisse. Dabei enthält er sich im Zeitalter der Aufklärung aller konfessionellen Vorurteile. Den Protestanten begegnet er somit keineswegs mit besonderer Sympathie, sondern kritisiert sie sogar nachdrücklich: Obwohl einige ihrer Gemeindeglieder doch auch selbst vom „Koltun“ betroffen seien, würden die Pfarrer die Krankheit „vermuthlich aus Religionshaß“ als eine nur bei Katholiken auftretende Krankheit ausgeben und überdies diesen Nachbarn unterstellen, dass sie ihre „Feinde und einzelne Protestanten“ böseartig „durch Koltunpulver“ ansteckten. Gerade an diesem Punkt wendet sich Seetzen mit besonderer Schärfe gegen die protestantischen Prediger, die nicht versuchten, ihre Gläubigen in dieser Hinsicht zur Mäßigung anzuhalten, sondern sie zu solchen abergläubischen Feindseligkeiten auch noch anstachelten, um den Zusammenhalt ihre eigenen Gemeinden zu festigen.

Aus großer Distanz nimmt Seetzen freilich auch die kaschubischen Katholiken wahr, denn ihnen dienen Wallfahrten anscheinend als probate Heilmethode gegen das „Filzhaar“. Der Autor berichtet von dem „weit und breit berühmten westpreußischen Städtchen Neustadt“, in das zahlreiche Pilger strömten, weil sie die Absicht verfolgten, „das Conto ihrer vorjährigen Vergehen zu berichtigen und aufs folgende Jahr sich neuen Credit dazu zu machen“. Solche unkontrollierten Übergänge von den Prinzipien des gesunden Menschenverstandes zum schlichten Aberglauben sind nach Seetzens Urteil nicht nur für die Mentalität der Katholiken, sondern für diejenigen der autochthonen Kaschuben insgesamt charakteristisch.

Nicht zuletzt hält Seetzen auch Beobachtungen fest, die Schlussfolgerungen über die zeitgenössischen gesellschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der Kaschuben erlauben. Mit der Gruppe von Hörigen und Leibeigenen kam der gebildete Herr aus Norddeutsch-

land häufig in Berührung, denn seine Bediensteten rekrutierten sich allesamt aus „swartowaschen Unterthanen“. In Bezug auf diese unterprivilegierten Menschen notiert er, dass ihre Wangen gewöhnlich blass seien, was er ihrer „grossen Unreinlichkeit und dem häufigen frühen Genusse des Brantweins [!]“ zuschreibt. Diese gesundheitlichen Defizite sieht er immerhin in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Zwang, sich lediglich von einer „nicht selten schlechte[n] Kost“ ernähren zu können.

Bei seinen Fahrten hatte Seetzen auch viele Gelegenheiten, mit Repräsentanten der höheren Schichten in Kontakt zu kommen. Dabei spielen die bedeutenden deutschen wie polnischen Adelsfamilien der Region für ihn nur eine geringere Rolle. Häufig aber begegnete der dem kaschubischen Kleinadel, dessen ärmere Vertreter oft in miserablen Verhältnissen lebten als wohlhabende Freibauern. Sie würden deshalb von den reichen Adeligen – ironisch gebrochen mit der deutschen Diminutiv-Form (-chen bzw. -ken) des polnischen Worts „Pan“ (Herr) – als „Panken“, als „Herrchen“ verspottet. Seetzen selbst versichert darüber hinaus, dass er sowohl in der „Herrschaft Lauenburg“ als auch in Westpreußen mehrere Familien des polnischen Kleinadels kennengelernt habe, die in ihren Wohnräumen die Schweine gefüttert hätten.

Schließlich findet Seetzen noch weitere Gründe, die Vertreter des ersten Standes, die Geistlichkeit, in einem keineswegs günstigen Licht zu sehen. Die protestantischen Pfarrer, mit denen er vornehmlich verkehrte, hielt er (wie bereits gesagt) für hinterhältige Charaktere, die ihre Gemeinden gegen die Katholiken aufhetzten. Davon nahm er aber wohlgerne den von ihm geschätzten reformierten Hofprediger aus, der bei der Gräfin Margarete Regina Luise von Krockow angestellt war. Erweitert wurde der Blick aber auch auf den katholischen Klerus, mit dem sich die hauptsächlichlichen Berührungspunkte vermutlich auf der Ebene der Güterverwaltung ergeben haben dürften, denn die Klöster in Oliva, Zuckau, Karthaus und Zarnowitz gehörten zu den größten Grundbesitzern der Kaschubei. Bei diesen Kontakten wiederum machten auch diese Geistlichen auf den – prinzipiell sicherlich nicht allzu kirchenfreundlich eingestellten – Besucher keinen günstigen Eindruck, sondern bestätigten die auch sonst allgemein kursierenden Einschätzungen. Die Kleriker erschienen ihm als Vertreter einer gewissenlos herrschenden Oberschicht, die die von ihnen abhängigen Menschen habgierig ausbeuteten und die keinerlei Skrupel hätten, die Naivität der einfachen Landbevölkerung auszunutzen.

Die Einsichten, die Seetzens Berichte den heutigen Lesern vermitteln, betreffen somit vielfältige Aspekte des damaligen Lebens in der Kaschubei. Bei seinen Beobachtungen folgt der Autor der zugeschärften Perspektive eines in Diensten eines deutschen Adligen stehenden Gelehrten der Aufklärungszeit und entwirft gerade deshalb das eindeutige Bild einer ökonomisch unterprivilegierten, unkultivierten und zum Aberglauben neigenden Gesellschaft, deren Hauptmerkmale die „Fremdheit“ und eine kaum kompensierbare Ferne zu den zivilisatorischen Standards der Zeit bilden. Nicht zuletzt dem vermeintlich für Polen typischen „Weichselzopf“ ist es folglich zu verdanken, dass bei Seetzen ein frühes Dokument für jene Stereotypen aufzufinden ist, die – zumindest auf der deutschen Seite – die Vorstellungen von den Menschen dieser Region noch bis ins 20. Jahrhundert hinein geprägt haben.

✠ Joanna Szkolnicka

# DIE EHELEUTE GULGOWSKI

## und die Erweckung der kaschubischen Landschaft

Von Oliwia Murawska

### Die kaschubische Regionalbewegung

Aufgrund ihrer Lage im deutsch-polnischen Grenzraum geriet die Kaschubei in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder zwischen die Fronten. Dabei war sie nie eine Verwaltungseinheit, nie im Besitz klar umrissener Grenzen, sondern vielmehr ein Raum politischer Grenzaushandlungen nicht-kaschubischer Mächte. Als Kontaktzone war die Kaschubei zunächst Zentrum deutsch-polnischen Kulturaustausches, nach 1918 zunehmend auch national-politischer Konflikte. Dieser Umstand wirkte sich nicht zuletzt auf die zu dieser Zeit florierende kaschubische Regionalbewegung aus. Ihre Protagonisten und Protagonistinnen, die allesamt typische Grenzraumbiografien besaßen, pflegten grenzübergreifende Netzwerke und profitierten vom kulturellen Austausch, doch mussten sie immer auch mit Anfeindungen und Ressentiments rechnen, je nachdem, welcher nationalen oder kulturellen Sphäre sie sich zugehörig fühlten oder vielmehr zugerechnet wurden.

Ein ebensolches Schicksal teilte das Ehepaar Gulgowski, das sich auf beeindruckende Weise für die Sammlung, Bewahrung, Erforschung und Vermittlung kaschubischer Kultur eingesetzt und damit dauerhaft in die Geschicke, das kollektive Gedächtnis und die Landschaft der Kaschubei eingeschrieben hat: Sie, Teodora Gulgowska (1860–1951), geborene Fethke, eine als „kaschubisierte Deutsche“ bezeichnete, in Berlin ausgebildete Künstlerin, er, Izydor Gulgowski alias Ernst Seefried-Gulgowski (1874–1925), Pole, preußischer Beamter, Volksschullehrer und volkswissenschaftlicher Autodidakt. Auf die in der Literatur vielfach gestellte Frage, wer von beiden die treibende Kraft gewesen sei, wird zumeist auf Teodora als diejenige verwiesen, die die nötigen Netzwerke und Ideen aus Berlin in die Kaschubei importiert habe. Gleichwohl wird die Herausstellung kausaler Zusammenhänge dieser symbiotischen Beziehung nicht gerecht: „Sie haben sich gegenseitig ergänzt, und es ist schwer, ihre Arbeit voneinander abzugrenzen: Die Früchte sind Werke der Gemeinsamkeit“, schreibt 1950 der polnische Literaturhistoriker Andrzej Bukowski, der Teodora noch persönlich gekannt hatte.



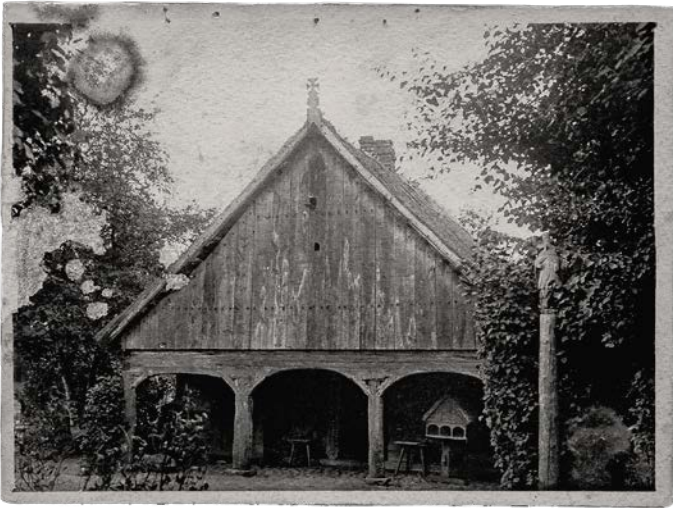
Die Eheleute Gulgowski im Atelier (ca. 1900–1905)

### Die „Urhütte“ und das Freilichtmuseum

Bereits die Gründung des ersten und bis heute existierenden Freilichtmuseums in der Kaschubei – übrigens eines der ersten seiner Art überhaupt in Europa – ist das Ergebnis dieser gleichursprünglichen Beziehung: Im Jahr 1906 erwarben die Gulgowskis ein zum Abriss vorgesehenes kaschubisches Laubenhaus in Wdzydze (dt. auch Sanddorf), worin sie nach skandinavischem Vorbild ihre Volkskunstsammlung ausstellten. Die charakteristische Bauerneinrichtung sollte den Besuchern ein möglichst authentisches Bild vom kaschubischen Landleben vermitteln, ganz so, als sei in der Hütte soeben das Kaminfeuer erloschen, wie Izydor Gulgowski schreibt. Freilich schwebte den Gulgowskis neben der Sammlung von Kopfhäuben, Möbeln und landwirtschaftlichen Geräten von Anbeginn an die Nachstellung eines kompletten Dorfes vor.

Die Gründung des Museums hatte eine tiefe symbolische Bedeutung: Nicht nur wurde zum ersten Mal die kaschubische materielle Kultur zur Volkskunst aufgewertet und einem größeren Publikum zugänglich gemacht, sondern die Museumshütte entwickelte sich auch zu einem Ort der Begegnung für polnische, deutsche und kaschubische Intellektuelle, sie wurde zur Inspirationsquelle der kaschubischen Regionalbewegung – zur kaschubischen Urhütte. Am Ursprungsmythos Wdzydze als





Die „Urhütte“ vor dem Brand von 1932



Izydor (r.) und Teodora Gulgowski mit Teodoras Bruder Józef Fethke vor der „kaschubischen Villa“ (1913)



Eine Segeltour mit Freunden

Nukleus der Regionalbewegung haben die Gulgowskis kräftig mitgearbeitet, mit all der dazu erforderlichen Selbstinszenierung: Auf dem Museumsgelände befand sich gleich gegenüber der Museumshütte auch ihre Wohnstätte, die sie als „kaschubische Villa“ bezeichneten. Bedauerlicherweise wurden sowohl die Urhütte als auch die Villa 1932 durch ein Feuer zerstört; lediglich die Hütte wurde wiedererrichtet, und dies an jener Stelle, an der zuvor die Villa gestanden hatte. Auf Fotografien inszenierten sich die Gulgowskis einem Künstlerpaar gleich, was uns Bilder aus zeitgenössischen Künstlerkolonien in Erinnerung ruft: Gerne ließen sich die Gulgowskis mit Freunden beim Segeln oder bei einem Picknick am See in strahlend weißen Kleidern, aus kaschubischem Geschirr Kaffee trinkend, inmitten der ländlichen Idylle ablichten, was gewiss eher einer städtischen Vorstellung von Ländlichkeit entsprach als den realen Verhältnissen auf dem Lande. Unweit der rekonstruierten Urhütte haben die Gulgowskis auf einer Anhöhe, von der aus der Blick auf den Weitsee, den Jezioro Wdzydze, fällt, ihre Ruhestätte eingerichtet – wie es der Mythos will, an gerade jenem Ort, an dem sich die Eheleute der Überlieferung nach einander das erste Mal begegnet sind. Heute können wir ihr Grab auf dem Gelände des Freilichtmuseums besuchen und diesen herrlichen Ausblick genießen.

### Kontakte und Engagement

Die Gulgowskis standen in engem Kontakt zur deutschen Heimatbewegung, die als ein Ausdruck zeitgenössischer Zivilisationskritik in der Umbruchszeit der Jahrhundertwende entstand. So nimmt es nicht wunder, dass sich die Aktivitäten der Eheleute in vielen Punkten mit dem Programm der Heimatbewegung deckten, etwa dem Natur- und Landschaftsschutz, der Brauchpflege, der historischen Erforschung der eigenen Lebenswelt oder der Erhaltung von Baudenkmalern und typischen Bauformen. In ihrem Rückzug in die kaschubischen Wälder lag keineswegs ein zivilisationsmüder Eskapismus, vielmehr ging es ihnen um Reform, und die Museumsgründung war nur der Anfang eines kontinuierlichen Schaffensweges: So setzten sich die Gulgowskis für die Revitalisierung des sogenannten kaschubischen Hausfließes ein, zu dem u. a. die Stickerei, die Leinenweberei, die Töpferei und die Korbflechterei zählten. Damit verfolgten sie einerseits ideelle Absichten, wie die Kultivierung des künstlerischen Sinns auf dem Lande, und andererseits ökonomische Ziele, namentlich die Verbesserung der materiellen Situation der Landbevölkerung.

Mit künstlerischer Freiheit begann Teodora Gulgowska im Winter 1906/07 die auf kaschubischen Möbeln, Kopfhauben und Glasmalereien auffindbaren floralen Motive zu Stickerei-Mustern zu komponieren und gründete in Wdzydze eine eigene Schule. Keineswegs suchte sie die Authentizität uralter Muster heraufzubeschwören, sondern betonte, dass sie aus dem Vorrat volkskundlicher Sammlungen und Studien ihres Mannes aus dem Vollen geschöpft und stets neue Muster ersonnen habe. Mit ihren Stickereien traf sie den Geschmack ihrer städtischen Kunden und erzielte Erfolge auf internationalen Volkskunstmesen. Auch wenn die Stickereien nicht im eigentlichen Sinne der kaschubischen Volkskultur entsprangen und erst später Einzug in die bäuerlichen Häuser erhielten, trug Teodora zur Verbreitung und Etablierung eines als kaschubisch identifizierbaren Formenschatzes bei.

Indes arbeitete Izydor emsig an der Institutionalisierung einer kaschubischen Volkskunde. Gemeinsam mit dem Slawisten

Friedrich Lorentz gründete er 1907 in Karthaus (Kartuzy) den VEREIN FÜR KASCHUBISCHE VOLKSKUNDE. Obschon der Verein eher als eine deutsche Organisation behandelt wurde – die Verkehrs- und Publikations-sprache war Deutsch –, verband er viele ansässige Polen und Kaschuben, darunter Lehrer, Ärzte, Schriftsteller und Geistliche. Laut Satzung war der Verein unpolitisch und verschrieb sich dem Ziel, „alles auf die kaschubische Volkskunde im weitesten Umfange bezügliche Material zu sammeln“. Nur ein Jahr nach der Vereinsgründung erschien erstmals dessen Publikationsorgan, die *Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde*, die Gulgowski und Lorentz herausgaben.



*Gemütliche Kaffeetafel in Wdzydze, v. l. n. r.: unbekannt, Izydor Gulgowski, Aleksander Majkowski, Teodora Gulgowska*

### Konkurrenz und Freundschaft

Parallel und konkurrierend zur Tätigkeit der Gulgowskis entstand eine Art Gegenbewegung: die Jungkaschuben. Dieser unter dem Motto „Was kaschubisch ist, ist polnisch“ agierenden, eher politisch ausgerichteten Gruppe stand der in Berent (Kościerzyna) geborene Arzt und Schriftsteller Aleksander Majkowski (1876–1938) vor. Nachdem er zunächst selbst Mitglied des von Gulgowski gegründeten Vereins war, gab Majkowski ab 1908 die Zeitschrift *Gryf* (Der Greif) heraus, gründete 1912 die Gesellschaft TOWARZYSTWO MŁODOKASZUBÓW (Gesellschaft der Jungkaschuben) und 1913 das pommersch-kaschubische Museum in Zoppot. Wenngleich Majkowski auch weiterhin in den *Mitteilungen* und umgekehrt Gulgowski im *Gryf* publizierten, bestand zwischen den beiden Akteuren, ihren Organisationen und Organen ein Konkurrenzverhältnis, das sicherlich auch, aber nicht allein, auf die jeweilige nationale Positionierung zurückzuführen war. Denn bereits im Hinblick auf die Frage, welche Strategien zur Erreichung der zwar gemeinsam geteilten Ziele wie der Sammlung, Bewahrung und Revitalisierung der kaschubischen Kultur und Identität zu wählen seien, bestand kein Konsens. Die Jungkaschuben stünden, so Majkowski 1908, dem VEREIN FÜR KASCHUBISCHE VOLKSKUNDE wohlwollend gegenüber, doch die Aufgabe dieses Vereins bestehe allein im Sammeln, nicht aber in der Bewahrung der kaschubischen Kultur: Nur die Jungkaschuben seien imstande, das Kaschubentum wiederzubeleben. Schon ein Jahr später wird sein Ton rauer: Majkowski spottet über die unpolitische Haltung des Vereins, die er in Anbetracht der germanisierenden Bestrebungen des DEUTSCHEN OSTMARKENVEREINS für unangemessen hält. Ferner kritisiert er scharf dessen rein musealisierende Aktivitäten:

*Für kurze Zeit nahm man an, dass wir Kaschuben schon Leichen seien, an denen man Obduktionen durchführen, ihre Teile katalogisieren, in Spiritus einlegen und gelehrte Traktate über sie schreiben könne. [...] Wir aber [...] verkünden gegenüber Gott und dem Volke, dass wir noch immer leben und leben wollen.*

Ganz gewiss sah sich der hier angegriffene Gulgowski nicht in der Rolle eines Leichensezierers, auch wenn er die Zukunft der Kaschubei durchaus in den Händen der Wissenschaft wissen wollte und den musealen Gedanken hochhielt. Majkowski und die

Jungkaschuben folgten hingegen einer politischen Vision von der Erneuerung des kaschubischen Geistes und suchten mit ihrem Aktivismus die Kaschuben selbst zu mobilisieren, ihre Regionalkultur aus eigener Kraft zu beleben.

Ebenso hatte Teodora Gulgowska eine Art Gegenspielerin, und zwar in Majkowskis Schwester Franciszka, die ihren Bruder bei seinen Aktivitäten unterstützte. Auch sie interessierte sich für Stickereien und arbeitete zunächst mit Teodoras Mustern, um schließlich 1910 ihre eigene Stickerei-Schule zu gründen. Wie ihr Bruder pflegte Franciszka einen recht direkten Umgangston, was sich einem Interview aus dem Jahre 1956 entnehmen lässt: „Wdzydze hat die kaschubischen Muster zerstört!“ Damit äußerte sie ihr Unbehagen am fortwährenden künstlerisch-freien Umgang mit den – wohlweislich von Teodora Gulgowska entwickelten – Motiven und forderte öffentlich eine Kanonisierung der Muster in Form und Farbe. Bei diesem Konflikt ging es nicht allein um Fragen der Ästhetik, sondern vordringlich um die Deutungshoheit über die kaschubische Symbolik und die daran geknüpfte Identität.

Ungeachtet öffentlich zur Schau gestellter Konflikte erlitt der unterdessen rege geführte Diskurs über die kaschubische Kultur und Identität keinen Abbruch. Bisweilen hat es sogar den Anschein, als sei der Konflikt eine Strategie, Aufmerksamkeit hervorzurufen, um damit die Wiederbelebung der Kaschubei zu befördern. Das Private indessen scheint ungetrübt vom öffentlich ausgetragenen Streit. So verband Aleksander Majkowski und die Gulgowskis eine tiefe Freundschaft: Man traf sich zu gemütlichen Kaffeerunden in Wdzydze, schrieb sich freundschaftliche Briefe und unternahm gemeinsame Segeltouren. Ein Freundschaftsbeweis war der 1938 von Aleksander Majkowski unter dem Titel *Zorze Kaszubskie* [Die kaschubischen Morgenröten] auf Izydor Gulgowski verfasste Nachruf, in dem er Lebenswerk und Engagement des verstorbenen Freundes in der Regionalbewegung würdigt:

*Zugleich entstand in Wdzydze das kaschubische Museum, in einer einfachen Laubenhütte. Es wurde ohne Vorbilder geschaffen, das einzige Museum seiner Art. Daher machte es auch so großen Eindruck. Vor allem auf die kaschubische Jugend. [...] Und es*



*Stimmungsbild der südkaschubischen Landschaft. Diese Aufnahme, die sich im Nachlass der Gulgowskis befindet und zwischen 1910 und 1940 entstanden ist, fängt mit den begrenzten Mitteln der damaligen Schwarz-Weiß-Fotografie die subtile, unaufdringliche Schönheit der Landschaft ein und erinnert an eine Passage aus Izydors nebenstehend zitierter Landschaftsbeschreibung: „Die Kiefernwälder am Horizont sind meist in eine feine blaue Dunsthülle getaucht. Diese ruhigen, weichen Linien verleihen der Landschaft etwas Großzügiges.“ In der Fotografie, die möglicherweise auch von Teodora stammen könnte, finden sich sowohl die Kiefern als auch die ruhigen, weichen Linien; und den Eindruck der „Großzügigkeit“ fördert die Perspektive auf die Kiefern, die in ihrer ganzen Höhe gezeigt werden, und die Wiesen, die sich dahinter weit bis in den Hintergrund hinein erstrecken.*

*entstanden Pläne, dieses Kaschubentum zum Leben zu erwecken, das dort wie in einem Volksmärchen eingeschlafen war, in diesem Reich des Zaubers. [...] Aber dort am Weitsee ist der kaschubische Geist wiedergeboren. Dort entstanden die Ideen zur Gründung des volkskundlichen Vereins in Kartuzy, zur Gesellschaft der Jungkaschuben, zur Zeitschrift „Gryf“. All diese Bestrebungen sind trotz des tobenden Hakatismus\* in die Tat umgesetzt worden und verliehen der Kaschubei bis zum Ausbruch des großen Krieges ihr gegenwärtiges Antlitz. [...] So brachen in Wdzydze die Morgenröten der Wiederbelebung des Kaschubentums an.*

### Die Erweckung kaschubischer Landschaft

Als Inspirationsquelle ihres Schaffens galt den Gulgowskis die südkaschubische Landschaft, die sie in ihren Arbeiten quasi verstoffwechselten: Izydor besang die Landschaft nicht nur in sei-

nen Gedichten, sondern auch in seiner unter dem Pseudonym Ernst Seefried-Gulgowski im Jahre 1911 in deutscher Sprache erschienenen volkskundlichen Monografie zur Kaschubei. Diese Abhandlung mit dem sprechenden Titel *Von einem unbekanntem Volke in Deutschland* eröffnet er mit einem Kapitel über die Landschaft, in dem der Autor, anders als in den nachfolgenden, sachlich und wissenschaftlich gehaltenen Kapiteln, ein durchweg emotional gestimmtes Landschaftsbild liefert:

*Der südliche Teil der Kaschubei – die Quelle des vorliegenden Werkes – ist der unbekannteste. Und doch muß ich hier gleich hervorheben, daß er landschaftlich der eigenartigste ist. [...] Es ist ein gewaltiges Stimmungsbild mit herbem, schwermütig-melancholischem Unterton. Das Auge schweift ungehindert hinaus über die weiten Heiden mit den dunklen Seen. Die Kiefernwälder am Horizont sind meist in eine feine blaue Dunsthülle getaucht. Diese ruhigen, weichen Linien verleihen der Landschaft etwas Großzügiges.*

Mit diesen Worten gelingt es Izydor Gulgowski vortrefflich, nicht nur sich selbst und seine Arbeit, sondern auch seine Leser und Leserinnen in der Südkaschubei zu verorten und ihnen bildhaft die dort herrschende Stimmung vor Augen zu führen.

Während Izydor in seinen Texten von der „wunderbaren Farbenstimmung“, dem „Farbenreichtum“ und der „Farbsymphonie“ schwärmt, die sich auch in der Vorliebe der Kaschuben für bunte und leuchtende Farben spiegeln, hält seine Gattin diese in ihren Gemälden und Skizzen fest. Insbesondere aber in ihren floralen Stickerei-Mustern scheint Teodora die landschaftliche Farbenstimmung und zugleich die koloristischen Präferenzen der Kaschuben eingefangen und verdichtet zu haben. Bisweilen wirkt es so, als seien diese Motive zunächst aus der kaschubischen Landschaft hervorgetreten, um fortan die kaschubische Lebenswelt zu besetzen: Auch gegenwärtig sind die kaschubischen Muster sowohl im privaten als auch öffentlichen Raum der Kaschubei omnipräsent und definieren dadurch zugleich den geografischen Radius der Kaschubei, die ansonsten keine festgelegten Grenzen besitzt.

Mit ihren materiellen wie geistigen Hervorbringungen haben sich die Eheleute Gulgowski tief in das kollektive Gedächtnis und die Landschaft der Kaschubei eingeschrieben. Ihre auf uns gekommenen Werke – die kaschubischen Muster, die wissenschaftlichen Schriften, die Urhütte, das Freilichtmuseum – sind Ausweis eines Zusammenschlingens der schöpferischen Kraft ihrer Urheber mit der schöpferischen Kraft der südkaschubischen Landschaft, die auch heute noch dazu einlädt, sich auf ihre ruhigen, weichen Linien und die sie durchherrschende subtile Schönheit einzulassen. st

\* Die Hakata ist die polnische (pejorative) Bezeichnung für den DEUTSCHEN OSTMARKENVEREIN, eine 1894 gegründete (und bis 1934 bestehende) nationalistische deutsche Organisation. Die Bezeichnung wurde aus den Anfangsbuchstaben der Gründer (Ferdinand von Hansemann-Pempowo, Hermann Kennemann-Klenka, Heinrich von Tiedemann-Seeheim) gebildet. Ziel des Vereins war es, die Germanisierung der infolge beider Teilungen Polens von Preußen annektierten Gebiete Posen und Westpreußen anzutreiben.

Die Wiedergabe der Aufnahme von der „Kaffeetafel in Wdzydze“ geschieht mit freundlicher Genehmigung des Museums für kaschubisch-pommersches Schrift- und Liedgut in Neustadt (MUZEUM PISMIENICTWA I MUZYKI KASZUBSKO-POMORSKIEJ W WEJHEROWIE). Alle anderen Fotografien werden im Archiv des von den Gulgowskis gegründeten Freilichtmuseums KASZUBSKI PARK ETNOGRAFICZNY IM. TEODORY I IZYDORA GULGOWSKICH WE WDZYDZACH KISZEWSKICH aufbewahrt und werden hier mit der freundlichen Genehmigung des Museums reproduziert.



Logo der 15. Versammlung Kaschubischer Sänger am 22. Oktober 2017

# Und die Kaschuben – sie singen doch!

## Witosaława Frankowska spricht mit Magdalena Sacha über die Entwicklung und die Perspektiven der kaschubischen Musikkultur

*Wir treffen uns hier in Neustadt, dem heutigen Wejherowo und wollen die Leser des Westpreußen mit der Musik der Kaschubei bekanntmachen. Leider standen die musikalischen Fähigkeiten dieses Volksstamms lange Zeit nicht im allerbesten Ruf. Schon eines der ersten Urteile – formuliert von dem Deutschen Gottlieb Leberecht Lorek – fiel ausgesprochen negativ aus. Dieser evangelische Pfarrer aus Masuren erklärte in seinem Artikel „Zur Charakteristik der Kassuben am Leba-Strome“ (1821):*

Die niedrige Stufe der Geistes-Bildung, auf welcher der Kassube hier am Leba-Strome und weiter westwärts steht, verräth sich auch dadurch, daß er weder eigenthümliche Sprüchwörter, noch Volkslieder hat. Daher hört man ihn auch nie dergleichen singen. Stumm, freudenleer und gedankenlos bewegt er sich durch's Leben.

*Das Wort „frisia non cantat“ [die Friesen haben keine Musik], das Tacitus vor fast 2000 Jahren in seiner Germania notierte, hat wegen solcher Einschätzungen somit zu den bis heute geläufigen Varianten „Pomerania“ und „Cassubia non cantat“ geführt. Lässt sich der Ursprung und die Rolle dieses Klischees genauer erklären?*

In ähnlicher Weise hat man sich nicht nur über die Friesen und Pommern geäußert, sondern das Fehlen einer Leidenschaft für Musik und Gesang wurde auch Sachsen, Schwaben und Westfalen zugeschrieben. Im Falle Westpreußens wurde dies Stereotyp durch die Tatsache verstärkt, dass die ersten gründlichen musikwissenschaftlichen Untersuchungen erst Mitte des 20. Jahrhunderts durch-

geführt wurden. Zudem wurde die Wahrnehmung der eigenen Musikkultur auch von der zurückhaltenden Art der Kaschuben selbst beeinflusst, die es ablehnten, ihre Lieder mit Außenstehenden zu teilen. Der Musikwissenschaftler Łucjan Kamiński merkte in seinen Reiseerinnerungen aus dem südlichen Kaschubien (1935) an: „Dieses Volk singt nicht für andere, sondern für sich alleine.“ Wir können somit annehmen, dass die Kaschuben aus Łeba von Gottlieb Leberecht Lorek als stumm, wortkarg und mürrisch abgestempelt wurden, weil sie nicht für einen deutschen Pfarrer aus einer fremden Gegend singen wollten.

*Solch ein Bild der „stummen Kaschuben“ wurde deutschen Lesern im 19. Jahrhundert noch oftmals gezeichnet. Wie wurde dieses Thema denn von polnischen Beobachtern präsentiert?*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erkundete und beschrieb der herausragende Ethnograph Oskar Kolberg aus Krakau die meisten polnischen Länder, und zwar im Rahmen seiner monumentalen, 33 Bände umfassenden Reihe *Lud. Jego zwyczaj, sposób życia, mowa, przysłowia, obrzędy, gusła, zabawy, pieśni, muzyka i tańce* [Das Volk. Seine Bräuche, Lebensweise, Sprache, Sprichwörter, Rituale, Hexerei, Spiele, Lieder, Musik und Tänze], die von 1857 bis 1890 erschienen ist. Leider veröffentlichte er dabei aber kein Material aus Pommern und Westpreußen. Wenn sich der große Kolberg nicht die Mühe machte, die musikalische Folklore der Kaschubei aufzunehmen, dann ließ sich daraus schlussfolgern, dass nichts existierte, was hätte aufgefunden werden können. Kolbergs Nachlass zeigte allerdings, dass er das Gebiet Westpreußens 1875 durchaus besucht hatte; die Veröffentlichung der dabei gesammelten Materialien musste aber unglücklicherweise 90 Jahre lang warten – und währenddessen gewann der alte Spruch „Cassubia non cantat“ immer weiter an Überzeugungskraft.

*Vom Vorurteil über die „stummen“ Kaschuben ausgehend, bin ich meinerseits immer wieder neu überrascht, wie populär der Chorgesang in dieser Region*

► Prof. Dr. habil. Witosaława Frankowska, Kammermusikerin, Dozentin an der Musikhochschule Danzig, Musikethnologin und -lexikographin. Als Cembalistin arbeitet sie mit Ensembles der Polnischen Kammerphilharmonie Zoppot und dem Polnischen Kammerchor zusammen. Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt in dem Bemühen, in der Verknüpfung künstlerischer und wissenschaftlicher Ansätze und Aktivitäten zur fundierten Verbreitung Alter Musik und der kaschubischen Musikkultur beizutragen.



FOTO: RADOSŁAW KAMIŃSKI

*Witosaława Frankowska bei der Moderation eines Konzerts aus der Reihe der Begegnungen mit der Musik der Kaschubei*

► Dr. Magdalena Izabella Sacha befasst sich schon seit ihrem Studium mit Fragen der deutsch-polnischen Beziehungen. In den Jahren von 2001 bis 2009 leitete sie das Regionalmuseum Krockow in der Kaschubei, die Außenstelle des Westpreußischen Landesmuseums. Seit 2004 arbeitet sie am Kulturwissenschaftlichen Lehrstuhl der Universität Danzig und unterrichtet u.a. Museumswissenschaft und Regionalgeschichte.



FOTO: URSULA ENKE

*Magdalena Sacha als Referentin beim Westpreußen-Kongress der Landsmannschaft Westpreußen im September 2018*

doch ganz allgemein ist. Hier in Neustadt bewundere ich beispielsweise Ihre Eltern – Zofia und Edmund Kamiński – die seit Jahren sehr aktiv im Jan-Trepczyk-Gesangsverein mitwirken. Woher kommt denn diese allgemeine Begeisterung für den Chorgesang in der Kaschubei?

Die Chorbewegung in der Kaschubei hat eine lange Tradition. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts bildeten sich Amateur-Gesangsgruppen an den katholischen Kirchen – vor allem im Rahmen von Aktivitäten des 1868 gegründeten ALLGEMEINEN CÄCILIEVERBANDES (ACV) – und in Berufsverbänden sowie Vereinen. Die Forschungen von Leon Witkowski haben ergeben, dass in Pommerellen 1938 fast 250 Chorverbände aktiv waren. Die Mitgliedschaft in einem der Chöre folgte hauptsächlich der persönlichen Neigung zum Singen, oft traten aber auch noch patriotische Motive hinzu.

*Angesichts seiner schon ehrwürdigen Tradition: Welche Bedeutung kommt dem Chorgesang denn in der zeitgenössischen kaschubischen Kultur zu?*

Seit dem Beginn des 21. Jahrhunderts hat das regionale Bewusstsein der Kaschuben deutlich an Kraft gewonnen, was auch zur stärkeren Belebung des Chorgesangs beitrug. 2004 wurde z. B. als Zusammenschluss der verschiedenen Ensembles der Rat der Kaschubischen Chorvereine gegründet. Zu einem wichtigen Treffpunkt entwickelten sich die jährlichen Kaschubischen Kongresse, der Tag der Kaschubischen Einheit am 19. März, sämtliche Beichtfeiern in den kaschubischen Sanktuarien von Neustadt, Zanow (Sianowo) oder Schwarzau (Swarzewo) sowie auch gemeinsame Konzertveranstaltungen. Die Einrichtung des Rates ermöglicht die gezielte Förderung des kaschubischen Repertoires und bietet die Chance für die stärkere Vernetzung und Koordination des regionalen Chorlebens. In die gleiche Richtung wirken auch die seit 2003 jährlich stattfindenden Treffen der „Kaschubischen Sänger“.

Mehrere Chöre haben inzwischen auch ihre Rechtsfähigkeit erworben und dürfen deshalb eigene Projekte realisieren, indem sie beispielsweise Festivals organisieren oder Noten bzw. Tonträger veröffentlichen. Viele Chormitglieder bleiben ihrem Ensemble über lange Zeit verbunden. So nimmt es nicht wunder, dass meine Eltern, die sich schon in ihrer Jugend an der Verbreitung des kaschubischen Liedguts beteiligt hatten, auch im Herbst ihres Lebens ihrer alten Leidenschaft fröhen.

*Vor einigen Jahren wurde im Neustädter Museum für Kaschubisch-Pommersche Literatur und Musik*

*die Ausstellung Musik der Kaschubei gezeigt. Dort fielen viele wunderschön gefertigte Musikinstrumente ins Auge, die in der Region weit verbreitet sind. Meine Aufmerksamkeit richtete sich dabei hauptsächlich auf die Zither und solche ungewöhnlichen Klangerzeuger wie den burczybas oder die sogenannte Teufelsgeige. Welche Rolle spielten diese Instrumente beim Musizieren in der Kaschubei?*

Die bürgerlichen Zithern gehörten nicht zu den Volksinstrumenten – dennoch gab es Orte, an denen sie besonders beliebt waren. In Wielle (Wiele) z. B. leitete der berühmte kaschubische Musiker Wincenty Rogala (1871–1958) den Zitherklub ARION. Die Teufelsgeige und der Brummbass (burczybas) hingegen stellen durch und durch Volksinstrumente dar, die in lokalen Werkstätten entstanden und entstehen. Ursprünglich wurden sie nicht zum Musizieren im engeren Sinne, sondern hauptsächlich zum Erzeugen einer Art von Anti-Musik verwendet, die rituelle Feste und Zeremonien – an Allerseelen, bei der Vertreibung des alten Jahres oder beim Sternsingen – begleiteten. Ihre Karriere in der Folklorebewegung begann erst nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie von regionalen Musik-

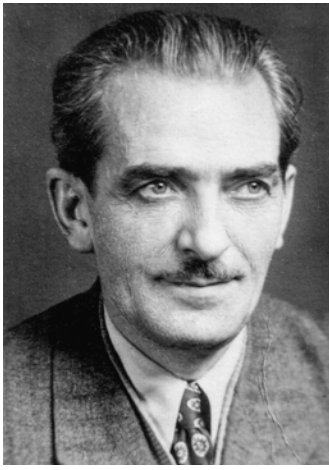
gruppen als zusätzliche Attraktion einbezogen wurden. Sowohl die Teufelsgeige als auch der Brummbass sind visuell spektakulär – heute sind sie neben der kaschubischen Stickerei und den „Kaschubischer Noten“ beinahe zu Ikonen der regionalen Kultur geworden.

*Oh ja, man kann sogar Miniaturen von Teufelsgeigen in Souvenirläden kaufen. – Ich möchte Sie jedoch nach Ihren privateren Erinnerungsstücken fragen. Auf dem Flügel in Ihrer Wohnung in Neustadt steht eine Porträt-Fotografie von Jan Trepczyk (1907–1989), den die Kaschuben als Dichter, Schriftsteller, Komponisten*



*Teufelsgeigen (aus der Sammlung von Tadeusz Makowski) sowie „Burczybas“, im Deutschen bekannt als „Brummbass“ oder „Rummelpott“*

BILDCOLLAGES UNTER VERWENDUNG EINER FOTOS (TEUFELSGEIGEN) VON WITOSLAWA FRANKOWSKA UND EINER FOTOS (BURCZYBAS) AUS [HTTPS://VERAMUSIC.PL/](https://veramusic.pl/) BURCZYBAS-INSTRUMENT-LUDOWY



Porträt-Aufnahme von Jan Trepczyk (1907-1989)

und Lexikographen in dankbarer Erinnerung halten und nach dem auch die Chorvereinigung, in der Ihre Eltern singen, benannt ist. Welche offenbar besondere Beziehung haben Sie zu diesem Mann?

Er war mein geliebter Großvater. Ich hatte das Glück, in einem Hause aufzuwachsen, in dem nicht nur täglich die kaschubische Sprache erklang, sondern auch wunderschöne Lieder, die mein Großvater komponiert hatte. Sie prägten die musikalische Sensibilität – neben den Mitgliedern unserer Familie auch bei der gesamten Generation von Aktivisten der „Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung“.

Diese Lieder wurden bei gesellschaftlichen Zusammenkünften, bei Lesungen und Musikabenden gesungen und gehören nun seit Jahren zum Stammpertoire der Chöre; und sie werden in der letzten Zeit immer häufiger auch von professionellen Sängerinnen und Sängern interpretiert. Als wir 2014 zusammen mit Aleksandra Kucharska-Szefler und Wojciech Winnicki das Album *Die Kaschubei in Kunstliedern* aufnahmen, sollte dies auch ein Zeichen meiner persönlichen Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer dieser Musik sein, die mir schon seit meiner frühesten Kindheit so nahe gestanden hatte.

Derzeit wird Jan Trepczyks Lied „Zemia rodnô“ [Heimaterde] immer beliebter und von vielen Kaschuben sogar als „Kaschubische Hymne“ empfunden. Ergibt sich daraus nicht das Problem, das nun zwei kaschubische Hymnen miteinander konkurrieren?

Ab 1921 galt der „Kaschubische Marsch“, der von dem polnischen Komponisten Feliks Nowowiejski nach Worten des kaschubischen Dichters Hieronim Derdowski geschaffen worden war, als informelle kaschubische Hymne, und 2017 verlieh ihm der Oberste Rat der „Kaschubisch-Pommerschen Vereinigung“ diesen Rang auch offiziell. Dabei handelt es sich aber um ein Lied mit einer ausgesprochen pro-polnischen politischen Aussage, weshalb sich ein großer Teil der kaschubischen Gemeinschaft stärker mit der Botschaft des Liedes „Zemia rodnô“ identifiziert, das an die Region gebunden ist und gleichsam aus der „Heimaterde“ erwächst. Für dieses Lied wirbt RADIO KASZEBĚ intensiv, denn dieser Sender strahlt es seit 2012 täglich als „nôrodnô kaszëbszczi

himi“ (als nationale kaschubische Hymne) aus.

Sie sind beruflich als Professorin an der Musikakademie in Danzig tätig, haben aber auch im Musik- und Kulturleben der

ganzen Region eine tragend Rolle übernommen, denn seit bald 20 Jahren veranstalten Sie im Neustädter Museum das Konzertprogramm Begegnungen mit der Musik der Kaschubei (*Spotkania z muzyką Kazub*). Was bedeutet dieses langfristige Projekt für Sie, das schon längst eine große Ausstrahlungskraft gewonnen hat und ein breites, vielfältig interessiertes Publikum anzieht?

Wie der Name schon sagt – es sind „Begegnungen“. Mir scheint, dass der Erfolg dieser Reihe gerade der konzeptionellen Offenheit der Konzerte zu verdanken ist. Wir zeigen dort die unterschiedlichen Weisen, auf die sich die Musik der Region äußert: von der Volksmusik bis zu Spielarten der Musik, die von der lokalen Folklore inspiriert sind oder bei denen zeitgenössische literarische Texte vertont werden. Insbesondere freut mich als Initiatorin und Programmverantwortliche die positive Resonanz eines immer größer werdenden Kreises von Liebhabern der kaschubischen Musik, die eigens auch aus ferneren Bezirken Pommerns kommen, um die Konzerte im alten Herrenhaus der Familie Kayserlingk – dem heutigen Museum – zu hören.

„Kaschubische Musik“ hat etliche Erscheinungsformen. Sie reichen von ständigen Wiederholungen standardisierter Gestaltungsmuster, die für einige nur noch zu einer Art von versteinertem „Freilichtmuseum“ gehören, bis zu modernen Ansätzen, bei denen Elemente von Techno oder Rap eingebaut werden, um auch Jugendliche anzusprechen. Wie sehen Sie die Zukunft der Musik, die Sie als „kaschubisch“ bezeichnen?



48. Begegnung mit der Musik der Kaschubei: Konzert des Gdańsk Jazz Quartett mit Paulina Grochowska (Mai 2016)

Wenn ich an die Musik der Kaschubei denke, stellt sich bei mir das Bild eines mäandrierenden Flusses mit vielen Abzweigungen ein. Viele Touristen aber verbinden sie ausschließlich mit Trachtengruppen, die unter freiem Himmel schlichte, volkstümliche Chorsätze singen oder die „Kaschubischen Noten“, die auch als „Kaschubisches Alphabet“ bekannt sind, vortragen. Demgegenüber sollte deutlich

**ZEMIA RODNÔ...**

J. TREPCZYK

1. Ze - mia ro-dnô, pë - szny Ka-szë-beszi kra - ju,  
 2. Sa - mbo-rôw-miecz i Świę - to-pôf-ka biô - tczj  
 3. Tu jô da-li mdę sta - rzę ze-mi trzi - môt

1. "Od Gdu-rska tu, jaż do Rzto-czi bróm! \_\_\_  
 2. Wspo - so - bie ce dlô nas u-cho-wa-te. \_\_\_  
 3. Skaz - dka zô-czatk ro - dnô naj ró-zga mô. \_\_\_

1. Të jes sno-zô, jak kwiat roz-kwi-łti w ma - ju.  
 2. Two - ji jô w przôdk bë - lny po-cy-skóm kwioł - tczj.  
 3. Tu mdę da-li do - mo - cë-zne se ji - môt

1. Ce, ta - tczë-zne jô lu - bo-łq tu môm. \_\_\_  
 2. O - dro - de cël Ka - szë - bôm znôw brë-nie. \_\_\_  
 3. Jaż za - ja-smi i na - ma brôdz-swoj ôł. \_\_\_

Text und Noten des Liedes „Zemia rodnô“, das von einigen Kreisen der Kaschuben als inoffizielle „kaschubische Hymne“ anerkannt wird.

FOTO: MUSEUM FÜR KASCHUBISCH-POMMERSCHE LITERATUR UND MUSIK, NEUSTADT



Präsentation des „Kaschubischen Alphabets“ vor den Teilnehmern der Kindergruppe „Môli Kaszëbi“ aus Węglkowice (im Rahmen des Kindervolksmusikgruppen-Festivals „Burczybas“ in Wierzhucino)

FOTO: MUSEUM FÜR KASCHUBISCH-POMMERSCHE LITERATUR UND MUSIK, NEUSTADT



43. Begegnung mit der Musik der Kaschubei: Konzert der Folk-Jazz-Gruppe KAMISZCZI [Kieselsteine] (Februar 2015)

gemacht werden, dass die kaschubische Musik in unserer Zeit keineswegs nur Volkslieder und -tänze umfasst, sondern auch das weite Feld der Kunstmusik, die „kaschubische Hymne“, die in verschiedenen Zeremonien erklingt, das umfangreiche Repertoire von städtischen Bläser-Ensembles, deren Zahl ständig zunimmt, oder auch die von Ihnen angesprochenen Beiträge zur Pop- oder Rockmusik.

Vergessen werden darf freilich auch nicht das kirchliche Leben, innerhalb dessen die Liturgie nun schon oftmals in kaschubischer Sprache gefeiert wird.

*Gibt es denn Merkmale der „kaschubischen“ Musik, die Sie als „typisch“ bezeichnen würden?*

Was die kaschubische Musik von der Musik anderer polnischer Regionen unterscheidet, ist, um einige der genannten Merkmale nochmals unter diesem Aspekt zusammenzufassen, vor allem ihre Vitalität, das Potential zur Fortentwicklung und die Vielschichtigkeit ihrer Handlungsfelder. Die Musik in der Kaschubei ist keineswegs museal – vor allem als handliches Produkt bzw. Souvenir für den Tourismus – erstarrt, sondern hat immer wieder Stil- und Form-Impulse von der zeitgenössischen Kunstmusik aufgenommen und selbstständig verarbeitet. So kommt es schon des Öfteren zu Austauschbewegungen, bei denen neue Texte und Kompositionen in das tradierte Volks-

musik-Repertoire aufgenommen werden. Zu dieser besonderen Dynamik der Musikkultur trägt überdies bei, dass sich auch Dichter und Musiker, die von außen in die Kaschubei kommen, mit der Region identifizieren und sich mit deren spezifischen Themenkreisen und Ausdrucksmitteln vertraut machen. Die Anzahl von Autoren, die kaschubische Texte schreiben bzw. vertonen, wächst von Jahr zu Jahr. Weitere Energien werden der Entwicklung durch die Verschränkungen mit der Musik der jüngeren Generationen – wie übrigens auch mit dem Jazz – sowie durch die Medien zugeführt. RADIO KASZËBË und RADIO GDAŃSK üben einen erheblichen Einfluss auf den Reichtum an unterschiedlichen Strängen aus, die sich dem mäandrierenden Strom der kaschubischen Musik verdanken. Schließlich kann die Funktion des Internets mit seinem „demokratischen“, im Grunde unbegrenzten Angebot zur Musikrezeption, aber vor allem auch zur kreativen Musikproduktion, gar nicht überschätzt werden. Auf diese Weise ist ein ständiger produktiver Kontakt zwischen allen Akteuren und mit allen Hörergruppen gewährleistet.

*Glauben Sie denn, dass diese regionale Musik überleben wird?*

Ich erinnere mich an ein sehr schönes Lied von meinem Großvater, das auf einem Gedicht des kaschubischen Dichters Alojzy Nagel (1930–1998) beruht und das mit den Worten beginnt:

*Nie spiéwôj pùsti nocë,  
Z dôleka męrgô wid  
Kaszëbskô mowa snôzô  
Jesz lepsich dozđô dni.*

[Singe nicht über die Toten / In der Ferne blinkt das Licht / Die schöne kaschubische Sprache / wartet bessere Tage ab.]

Ich würde diesen Worten gerne Glauben schenken, denn schließlich haben wir erlebt, dass die Träume unserer Eltern und Großeltern

wirklich wahrgeworden sind: Die kaschubische Sprache wird in Schulen unterrichtet, ist in Gemeindeämtern präsent und ist in vielen kaschubischen Kreisen auf Informationstafeln und Ortsschildern sichtbar; junge Menschen kommunizieren untereinander immer häufiger auf Kaschubisch, auch beim Telefonieren wie beim Versenden von SMS. Vielleicht wird es mit der Musik, die doch aufs engste mit dieser Sprache verknüpft ist, genauso sein?

*Ich bedanke mich sehr herzlich für unser Gespräch.*

Vielen Dank meinerseits – und einen herzlichen Gruß an die Leserinnen und Leser des *Westpreußen*.



Teilnehmer am „Burczybas“ [Brumbass], dem Volksmusik-Festival für Kindergruppen in Wierzhucino, 2018

FOTO: R. KAMINSKI

# Das Kaschubische Museum in Karthaus

Ein Speicher der Erinnerung an die Kulturgeschichte der Region

Von Magdalena Pasewicz-Rybacka

Nach nur dreißig Kilometern erreicht man von Danzig aus die malerisch an vier Seen gelegene Stadt Karthaus (Kartuzy), die als „Hauptstadt der Kaschubei“ bezeichnet wird. Diese Akzentuierung erscheint durchaus berechtigt, denn Karthaus verfügt nicht nur über eine reiche Geschichte, prächtige Baudenkmäler und bezaubernde Aussichtspunkte, sondern beherbergt auch diejenige Institution, die sich seit langem der Aufgabe widmet, das Andenken an die Traditionen der Kaschuben für die Nachwelt zu bewahren und sie zugleich für die Gegenwart lebendig zu erhalten; denn hier befindet sich – neben dem seit 1970 in Putzig aufgebauten „Florian-Ceynowa-Museum des Putziger Landes“ – das zentrale *Muzeum Kaszubskie*, das das Alltagsleben und die Bräuche der Kaschuben dokumentiert, erforscht und präsentiert.

## Geschichte des Museums

Bereits in der Zwischenkriegszeit waren Anstrengungen unternommen worden, ein Museum zu gründen, in dem Gegenstände der kaschubischen Kultur gesammelt werden sollten. Zunächst fand sich Raum in einem Gebäude des ehemaligen Krankenhauses, wo in einem ersten Schritt 106 Exponate zusammengetragen wurden. Einige Zeit später, in den 1930er Jahren, begann sich Franciszek Treder, ein für die Geschichte seiner Heimat begeisterter junger Mann, für den Schutz des kaschubischen Erbes einzusetzen. Er bemühte sich seinerseits, historische Erinnerungsstücke sowie Zeugnisse der Volkskunst und des Volkshandwerks systematisch zu erfassen und organisierte 1932 in seinem Heimatort Borschestowo (Borzestowo) eine eigene Ausstellung. 1939 erhielt er dann auch offiziell den Auftrag, in Karthaus ein kaschubisches Museum zu errichten; doch dieser Plan wurde aufgrund des Kriegsausbruchs nicht mehr in die Tat umgesetzt.

Bereits unmittelbar nach dem Ende des Krieges, noch im Jahre 1945, wurde das Projekt wiederaufgenommen. Im „Kaschubischen Hof“, einem ehemaligen Hotel, entstand die Keimzelle dieser Einrichtung. Kurz darauf wurde sie in eine historische Villa in der Kościarska-Straße verlegt, in der sie sich bis heute befindet. Neuerlich wurde die Aufgabe vertrauensvoll in die Hände von Franciszek Treder gelegt; und am 1. Mai 1947 konnte das Museum offiziell eröffnet werden. Es blieb bis zu Treders Pensionierung im Jahre 1974 unter dessen Leitung und trägt heute den Namen seines Förderers: *Muzeum Kaszubskie im. Franciszka Tredera*

Jenseits der Einschränkungen, die von der Corona-Pandemie verursacht worden sind, darf das Museum heute pro Jahr etwa 20.000 Besucher begrüßen, die sich genauer über das Leben der Kaschuben informieren wollten. Die attraktive Dauerausstellung ist inzwischen in zwei Gebäuden untergebracht, denn zusätzlich zum Haupthaus, das



Franciszek Treder  
(Aufnahme aus der Zeit  
von 1947 bis 1950)



Teilnehmer einer vom Danziger Regionalmuseum organisierten Reise nach Karthaus vor dem Gebäude des Kaschubischen Museums (Aufnahme aus dem Jahre 1954)

FOTOS: ARCHIV DES MUZEUM KASZUBSKIE IN KARTHAUS

acht Themenräume beherbergt, wurde 2019 in einem modernisierten Wirtschaftsgebäude u. a. „Basils Schmiede“ (Kuznia Bazylego) eingerichtet, eine Werkstatt, in der zahlreiche Exponate das Arbeitsfeld des alten Schmiedehandwerks anschaulich werden lassen.

Die Abteilungen des Museums entführen den Besucher, wie der folgende Rundgang zeigen möchte, in die Welt der ehemaligen Kaschubei und laden ihn dazu ein, sich dank den mannigfachen wertvollen Belegen, die zumeist aus dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert stammen, differenziert mit dieser vielfältigen Kultur auseinanderzusetzen.

## Ernährungssicherung und Haushaltung

Zwei der vier Räume im Erdgeschoss des Hauptgebäudes beschäftigen sich mit den Grundlagen der Existenzsicherung, der Landwirtschaft und der Fischerei. – Die geringe Qualität des Bodens ermöglichte beim Ackerbau nur einen dürftigen Ertrag, und das wenig förderliche Klima minderte die Aussichten noch zusätzlich. Aus diesem Grund gehörten die meisten Kaschuben zu den ärmeren Bevölkerungsschichten. Sie bewirtschafteten das Land mit einfachen Holzwerkzeugen und erledigten die Arbeit oft von Hand und manchmal sogar ohne die Hilfe von Nutztieren. Die Ausstellung zeigt viele alte Objekte der Arbeiten im Landbau: Pflüge, Eggen oder Joche für Gespanne. Zudem gibt es Beispiele einfachen Schuhwerks z. B. aus Buchenholz, Filz und aus geflochtenem Stroh, das auch allgemein als Füllmaterial genutzt wurde. Ein besonderes Beispiel bilden die Seitenpolster eines kunstvoll gearbeiteten Holzschlittens.

Zahlreiche fischreiche Seen sowie – im nördlichen Landesteil – der Zugang zum offenen Meer bildeten die Voraussetzungen für die Entwicklung des zweiten Berufszweiges, der Fischerei. Das Augenmerk wird zunächst auf zwei Bootstypen gelenkt, die von den Kaschuben benutzt worden sind. Der ältere Typ ist ein aus einem einzigen Stamm gefertigter Einbaum, der mit Hilfe von schwelendem Feuer ausgehöhlt worden ist. Das ausgestellte Exemplar stammt aus dem Jahre 1788. Solche Einbäume wurden dann durch Boote ersetzt, die nach üblicher





ALLE FOLGENDEN FOTOS: DARIUSZ RYBACKI

**Fischfanggeräte und ein Fischerboot; rechts ein Fragment eines Einbaums aus dem Jahre 1788**

Bauart aus einem Holzboden und Seitenwänden mit eingepassten Planken bestehen. Die Fische wurden, wie anschaulich gemacht wird, mit einer Vielzahl von Netzen gefangen, die nicht nur vom Boot, sondern auch vom Ufer aus ins Wasser ausgeworfen wurden. Neben dieser Fangtechnik ist offenbar auch eine Reihe von anderen Geräten bzw. Anlagen wie Fische speere oder Reusen zum Einsatz gekommen. Dazu gehört auch eine Lampe, die Fische durch den Schein des Lichts anlockte.

Eine bedeutende Rolle spielte das Eisfischen, das während der Wintermonate die eigene Ernährung sicherte und möglicherweise einen Zusatzverdienst einbrachte. Dabei wurden die Boote durch Schlitten ersetzt, in denen die notwendigen Werkzeuge transportiert wurden: eine Axt zum Aufschlagen des Eises, große Schleppnetze, Mistgabeln, mit denen die Netze unter der Eisoberfläche bewegt wurden, oder eine Haspel, die dem Bergen der Netze aus den Eislöchern diente.

In den beiden anderen Räumen des Erdgeschosses werden Gegenstände präsentiert, die in jedem kaschubischen Haushalt Verwendung fanden. Es gibt Messgefäße sowie Werkzeuge und Gerätschaften zum Aufbewahren, Bearbeiten und Zubereiten von Lebensmitteln sowie alle notwendigen Utensilien für die Hausarbeit. In der Regel ernährten sich Kaschuben sehr bescheiden und verwendeten Produkte, die sie selbst erzeugt bzw. hergestellt hatten. Ihre Ernährung basierte auf Feldfrüchten, insbesondere Getreideprodukten und Kartoffeln. Milch und Milcherzeugnisse waren von geringerer Bedeutung, und Fisch oder gar Fleisch wurden nur selten gegessen, meistens gesalzen oder geräuchert, und frisch eigentlich nur zu festlichen Anlässen. Zur Sammlung gehören selbstverständlicherweise auch Waagen, Mühlen, Kochgeschirr oder verschiedene Arten von Butterfässern sowie Schmuckteller, die als Einzelstücke jede Anrichte dekorierten. Bemerkenswert ist letztlich ein Ensemble von reichhaltig verzierten Holzmodellen, die der Butter nach ihrer Herstellung eine kompakte und ansehnliche Form gaben.

Eine Vielzahl von wertvollen Gefäßen, die in den Küchen wohl seltener zum regelmäßigen Gebrauch bestimmt waren, können im vierten und letzten Raum des unteren Geschosses bewundert werden,



**Kaschubische Haushaltsutensilien und eine Anrichte mit Geschirr und Besteck**



**Keramik aus der Töpferei von Władysław Meissner**

denn dort wird eine reiche Kollektion von Töpferwaren präsentiert. Die Kaschuben sind bis heute für die Herstellung ihrer mit traditionellen Mustern verzierten Keramik berühmt. Von dieser Kunst zeugen hier mannigfache Produkte der bekanntesten kaschubischen Töpferfamilien, der Meissners, Necels und Kazmierczaks. Deren Krüge, Vasen, Schalen oder auch Kacheln variieren kunstreich die charakteristischen, in traditionellen Farben gehaltenen kaschubischen Motive des Sterns, der Tulpe, des Fliederzweigs oder der Fischschuppe.



*Spielzeug und Musikinstrumente, darunter zwei Teufelsgeigen*



*Traditionelle Frauenhauben und Mützen mit gestickten floralen Motiven*



*Sakralskulpturen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert: Pietà, Statue von St. Johannes (von) Nepomuk aus einer Wegekappelle sowie Skulptur von St. Bruno, dem Patron von Karthaus (v. l. n. r.)*



*Aus Kuhhorn hergestellte Schnupftabakosen*

### Alltagskultur und Volkskunst

Weitere vier Räume befinden sich in der ersten Etage. Zunächst erreichen die Besucher eine Abteilung mit altem kaschubischem Spielzeug: Klappern, Karussells oder auch Windmühlen. Sie spiegeln oft Bewegungsabläufe oder Tätigkeiten der täglichen Arbeit auf dem Feld oder im Hause wider, als sollten Kinder schon von früh an auf das Erwachsenenleben vorbereitet werden.

Die Freunde der kaschubischen Musik kommen ebenfalls auf ihre Kosten, denn hier finden sich die Instrumente, die für die Region in hohem Maße spezifisch sind: der Burczybas (der „Brummtopf“), die „Teufelsgeige“ oder die traditionell von Schäfern und Fischern geblasene Bazuna, eine lange hölzerne Naturtrompete. Natürlich dürfen in diesem Zusammenhang auch die „kaschubischen Noten“ nicht fehlen, die bis heute beim Spracherwerb gute Dienste leisten.

In einem separaten Raum werden neben einer Sammlung von Münzen, deren Prägung historisch zum Teil bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht, einzelne Beispiele von geschnitzten religiösen Skulpturen – darunter eine ausdrucksvolle Pietà – aufbewahrt, die in früheren Zeiten ihren Ort in einer der vielen kaschubischen Wegekappen hatten.

Gleichsam als Vorspiel zu dieser Abteilung werden im Erdgeschoss bereits die traditionellen Kostüme und Maskaronen der Sternsinger präsentiert, deren „Gwiózdka“ – ebenfalls als ausgesprochenes Charakteristikum der Kaschubei – einen wesentlichen Bestandteil der Weihnachtsfeierlichkeiten bildet. Damit wird ein Umzug von kostümierten Menschen bezeichnet, die am Weihnachtsabend in die kaschubischen Häuser gehen und in typischen Rollen wie dem Storch, der Ziege, dem Schornsteinfeger oder dem Teufel ein phantasievolles Spektakel veranstalten.

Der weitere Rundgang führt zu wertvollen Zeugnissen des Kunsthandwerks. Zunächst fallen die Frauenhauben ins Auge. Die ältesten von ihnen stammen aus dem 17. Jahrhundert. Diese Kopfbedeckungen wurden naturgemäß vor allem von Damen der wohlhabenden Schicht getragen und gehörten zur Festtagskleidung. Sie waren meist aus teuren Materialien gefertigt, aus Samt, Brokat oder Taft, und wurden rundum reich bestickt. Dabei dominieren florale Motive wie Tulpen, Gänseblümchen oder Palmetten. Je aufwändiger diese Kopfbedeckungen gestaltet waren, desto höher stieg ihr Preis. Beispielsweise konnte ihr Wert, wie aus der Mitte des 19. Jahrhunderts überliefert ist, sogar über demjenigen einer Kuh rangieren.

Ein eigener Bereich widmet sich den Elementen der Mitgift, die auch in der Kaschubei vornehmlich aus Gegenständen des täglichen Gebrauchs bestand. Die Eltern und Verwandten trugen die Aussteuer, den Brautschatz, zusammen, und die zukünftige Braut sammelte Kleidungsstücke, Unterwäsche und Bettzeug in einer bemalten Truhe, die später praktischerweise auch als Sitzgelegenheit genutzt wurde und in der sich manchmal auch Geheimfächer für Wertgegenstände wie den Familienschmuck verbargen.

In diesem Umfeld finden sich zudem Beispiele der volkstümlichen Plastik, die in ihrem Formenreichtum und eigenwilligen Stil bis heute ein überall bezeugendes Abzeichen kaschubischen Kunstgewerbes bildet.

Der letzte Raum der oberen Etage erweckt den Eindruck einer Zeitreise in die Vergangenheit. Dort wurde eine traditionelle kaschubische Stube mit all ihren Elementen detailgetreu eingerichtet. Zu den zahlreichen Möbelstücken, die realitätsnah arrangiert sind, gehört ein originell konstruiertes Kinderbett, das in der Länge variabel ist und

dadurch der jeweiligen Körpergröße der Heranwachsenden angepasst werden kann. Ein weiteres ungewöhnliches Objekt ist an der Wand angebracht. Es handelt sich um eine Lederpeitsche (einen „pyzder“), die bei den jüngeren Mitgliedern einer Familie durchaus Furcht erregen sollte, weil sie zuweilen wohl bei Unartigkeiten tatsächlich zum Einsatz kam. Zu der Stube gehören schließlich auch Exempla der in der Kaschubei beliebten Hinterglasmalerei und deren Variante, der Spiegelmalerei.

Einen originellen Schlusspunkt der ganzen Abteilung setzt eine Sammlung von Schnupftabakdosen, die meistens aus Kuhhorn gefertigt und künstlerisch oft sehr aufwändig gestaltet sind. Diese speziellen Behälter belegen, welche große Verbreitung der Konsum von Schnupftabak gefunden hat und welche hohe Wertschätzung ihm gerade in der Kaschubei, und zwar bis in die Gegenwart hinein, entgegengebracht worden ist.

### Die neuen Räumlichkeiten

Neben dem Hauptgebäude liegt, wie eingangs schon erwähnt, ein instandgesetztes und umgebautes früheres Wirtschaftsgebäude, das seit 2019 dem Kaschubischen Museum zur Verfügung steht und das neben einem Konferenzraum und großzügigen Flächen für Sonderausstellungen zwei zusätzliche Bereiche der Dauerausstellung beherbergt.

Dazu gehört zum einen die bereits genannte Schmiede, in der unterschiedliche Werkzeuge, Blasebälge, Drehbänke oder Schleifmaschinen gezeigt werden. Alle Objekte in „Basils Schmiede“ gehörten einst Bazyli Dąbrowski, einem waschechten kaschubischen Schmied, der sein Handwerk von den 1920er Jahren an bis zu seinem Tod im Jahre 1968 in Borek, in der Gemeinde Sullenschin (Sulęczyño), ausübte. Die originalen Gegenstände wurden dem Museum von Andrzej Dąbrowski, dem Enkel des Besitzers, geschenkt und können nun gleichermaßen die Erinnerung an den Großvater wie an das alte Handwerk des Schmieds bewahren.

Der zweite Bereich der Dauerausstellung besteht aus einer multimedial konzipierten Präsentation von auf Leinwand gedruckten Grafiken, die Małgorzata Walkosz-Lewandowska geschaffen hat. Den Titel – „Die kaschubische Moderne erwächst aus ihren Wurzeln“ – machen die



Ausstellung der Grafiken von Małgorzata Walkosz-Lewandowska mit einer Multimedia-Applikation

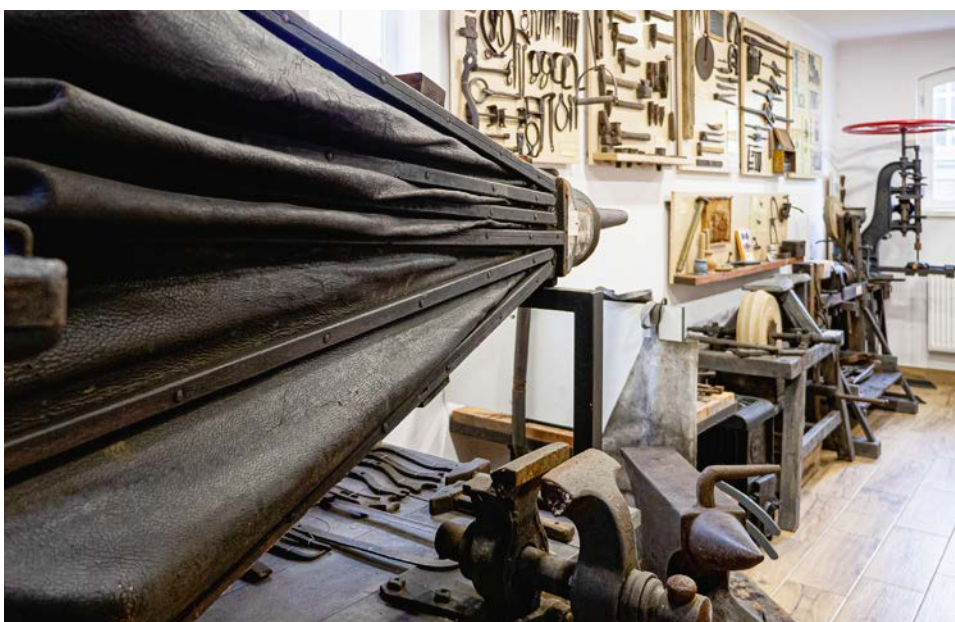
einzelnen Werke sinnfällig: Auf märchenhafte Weise zeigen sie nicht nur die Geschichte der Kaschuben, sondern auch deren Bräuche, religiöse Vorstellungen und Legenden.

Die Museumsdirektorin Barbara Kałol hat als Kuratorin dafür gesorgt, dass sich – technologisch avanciert – die Realität der Bilder virtuell erweitern lässt. Auf der Grundlage der gezeigten Elemente können die Besucher 3D-Ansichten generieren und dabei ebenso unterhaltsam wie lehrreich das Märchen über die Kaschubei eigenständig weiterentwickeln.

Neben seiner Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit entfaltet das „Kaschubische Museum“ ein breites Spektrum an Bildungs- und Kulturangeboten und gibt auch eine Reihe von einschlägigen Publikationen heraus. Insgesamt bildet es einen wichtigen Faktor im kulturellen Leben der Stadt und der Region. Dazu gehören Vorträge, interessante Wechselausstellungen, Vernissagen heimischer Künstler, Wettbewerbe oder Workshops für Kinder. Großer Beliebtheit erfreut sich auch das „Festival des Kaschubischen Likörs“ sowie der regelmäßige Folklore-Markt, bei dem man Produkte der traditionellen regionalen Küche kennenlernen – und probieren – kann oder auch in die Geheimnisse der alten Handwerkskunst eingeweiht wird.

– und probieren – kann oder auch in die Geheimnisse der alten Handwerkskunst eingeweiht wird.

Auf verschiedenste Weise gelingt es dem Museum somit, Menschen an den Reichtum der alten und weiterhin lebendigen kaschubischen Kultur heranzuführen. Dabei gehört es zu den besonderen Vorzügen des Hauses, dass alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter freundlich, entgegenkommend und warmherzig auftreten und als Motto anscheinend das kaschubische Sprichwort „Bėlnė słowò 6tmik6 serce“ – „Ein gutes Wort 6ffnet das Herz“ – auserkoren haben, denn an solchen „guten Worten“ mangelt es dort – wie 6brigens auch in der gesamten Kaschubei – gewiss nicht. st



Blick in „Basils Schmiede“

# EPIDEMIEN—DAMALS UND HEUTE

Ein aktueller Blick zurück auf Danzig während der Großen Pest im Jahre 1709

Von Filip E. Schuffert

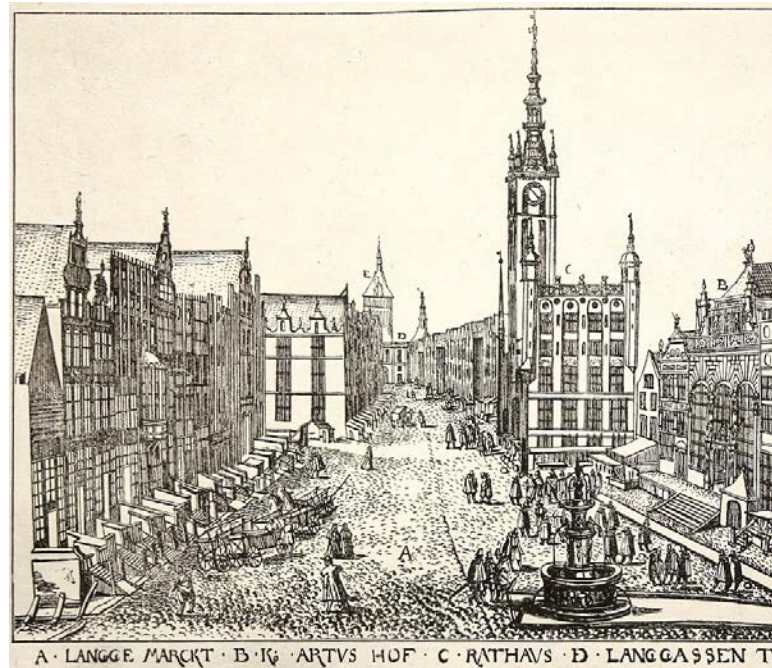
**H**eute, in Zeiten, in denen uns die wahrscheinlich schlimmste Pandemie der letzten hundert Jahre ergriffen hat, wächst die Neigung, sich mit vergleichbaren historischen Ereignissen und Erfahrungen auseinanderzusetzen. Das Interesse richtet sich dabei vornehmlich auf die verheerende „Spanische Grippe“ der Jahre 1918 bis 1920, die nach seriösen Schätzungen mindestens 20, wenn nicht 50 Millionen Menschenleben forderte. Aber auch ein Buchtitel, der die wohl prägendste Seuche der Menschheitsgeschichte in Erinnerung ruft, gewinnt neue Aufmerksamkeit: Mehr als 50 Jahre nach seiner Veröffentlichung ist Albert Camus' 1947 erschienener Roman *Die Pest* neuerlich zum Bestseller aufgestiegen. Oft freilich kommt gegenwärtig auch der „Schwarze Tod“ zur Sprache, jene Pest, die im Mittelalter (in den Jahren 1346 bis 1353) wütete und, obwohl sie längst als überwunden gilt, uns bis heute etwas höchst Schlimmes, Bedrohliches assoziieren lässt (so dass die Redewendung, jemandem „die Pest an den Hals“ zu wünschen, immer noch als ein schwerer – in höchst übelwollender Absicht geäußertes – Fluch verstanden wird).

Ob es sich bei der in der Geschichte so häufig auftretenden „Pest“ immer um diejenige Krankheit handelt, von der wir heute wissen, dass sie vom 1894 entdeckten Bakterium *Yersinia pestis* ausgelöst wird, ist aus der Rückschau nicht immer eindeutig zu bestimmen. In manchen Fällen sind genetische Untersuchungen nicht möglich, und zuweilen variieren die Beschreibungen dermaßen, dass ungeachtet des gleichbleibenden Namens „Pestilenz“ schwerlich stets diese Krankheit vorgelegen haben dürfte. Die Unsicherheit wird noch dadurch erhöht, dass beispielsweise im Englischen (*plague*) gar nicht zwischen „Pest“, „Seuche“ oder „Plage“ unterschieden wird.

Viele Epidemien der Menschheitsgeschichte allerdings sind gewiss der Pest im eigentlichen Sinne zuzuschreiben; und die Krankheit blieb keineswegs auf das „ferne“ Mittelalter beschränkt, sondern zirkulierte bis ins 18. Jahrhundert hinein durch Europa. In der Frühen Neuzeit nahm sie zwar nicht mehr die Ausmaße des „Schwarzen Todes“ an, doch wütete sie in manchen Regionen nicht minder tödlich: Die Große Pest der Jahre 1708 bis 1714 führte zu erheblichen Bevölkerungsverlusten. Heutige Schätzungen nennen die – im Verhältnis zur damaligen Bevölkerungsdichte – erschreckend hohe Zahl von einer Million Europäern.

## Ein keineswegs waghalsiger Vergleich

Dass diese Große Pest an ihrem Höhepunkt auch Danzig heimsuchte, eröffnet eine spannende Möglichkeit, aus der Gegenwart heraus um mehr als 300 Jahre auf die damalige Situation in der Stadt am Unterlauf der Weichsel zurückzuschauen. Dies mag auf



*Das prachtvolle Zentrum von Danzig, in der Frühen Neuzeit die größte Stadt Polen-Litauens, der größte Handelshafen und der entscheidende Dreh- und Angelpunkt des Seehandels der Adelsrepublik mit der Welt (Stich von Aegidius Dickmann aus dem Jahre 1617)*

den ersten Blick überraschend, wenn nicht abwegig wirken, denn natürlich ist die durch das Sars-Cov-2-Virus ausgelöste Krankheit Covid-19 nur schwer mit der Pest vergleichbar. In einem Fall handelte es sich um ein Bakterium, im anderen um ein Virus, und auch die Übertragungswege unterscheiden sich. Erfolgt die Infektion bei Corona über Tröpfchen, wird sie bei der Beulenpest durch Flohbisse weitergetragen. Auch in der Mortalität zeigen sich gravierende Unterschiede. Die in Danzig grassierende Beulenpest verlief in zwei Dritteln der Fälle tödlich, bei Corona liegt sie zweifelsfrei niedriger.

Und doch gibt es durchaus lohnende Vergleichspunkte, insbesondere mit der Pest in der Frühen Neuzeit. Heute wie damals ist das Wissen über die jeweilige Krankheit begrenzt. Immer neue Erkenntnisse über die Übertragung, den Verlauf, die Behandlung und Prävention kommen allmählich zutage; und in erster Linie können bislang nur die Symptome behandelt werden.

Selbst hinsichtlich der Globalität, die unsere Welt – und damit den Verlauf der aktuellen Pandemie – bestimmt, ist eine einzelne Stadt am Beginn des 18. Jahrhunderts nicht gänzlich einem vergleichenden Blick entzogen. In der Frühen Neuzeit war Danzig als größter Handelshafen und größte Stadt Polen-Litauens entscheidender Dreh- und Angelpunkt des Seehandels der Adelsrepublik, der Rzeczpospolita, mit der Welt. In manchen Jahren fanden an die tausend Schiffe den Weg über die Ostsee nach Danzig, zahllose Boote und Flöße, die über das weitläufige Flussnetz der Weich-

Danzig in plano  
von Peter Willer  
(entstanden ca. 1687).  
Plan von Danzig  
in einer Ansicht der Stadt  
von Norden



sel aus dem Landesinneren herbeiströmten, nicht eingerechnet. Händler aus diversen, weit entfernten Städten kamen und gingen. Die Stadt an der Mündung der Weichsel in die Ostsee wurde damit zu einem Knotenpunkt hoher Mobilität, und heute wie damals gilt hohe Mobilität als Katalysator von Epidemien.

Unter dieser Voraussetzung lässt sich Danzig geradezu als eine globalisierte und eng verflochtene Welt im Kleinen verstehen – in der zudem bereits wirtschaftliche Interessen, soziale Gegensätze, diplomatische Konflikte und nicht zuletzt Strategien der Informationspolitik wirksam sind, die nicht nur entfernt an heutige Konstellationen erinnern. Deshalb mag das Unterfangen, die Covid-19-Pandemie und die Große Pest in Danzig aufeinander zu beziehen, zwar durchaus ungewöhnlich sein, als waghalsig aber dürfte es nach diesen Vorhinweisen wohl kaum noch erscheinen.

## Die Pest naht

Ihren Anfang nahm die Pest damals 1702/1703. Als sie nach kleineren Ausbrüchen als Begleiterin des Großen Nordischen Krieges 1704 Lemberg erreichte, blieb die drohende Epidemie auch im übrigen Land nicht verborgen. Danzig blieb ebenfalls nicht untätig. Wohl wissend, wie schwer es werden würde, sich von der Pest wieder zu befreien – die Seuche war Danzig nicht fremd –, wurde vor allem auf Prävention gesetzt. Die Stadt wurde als schützenswerter Raum wahrgenommen, in den die Krankheit nicht eindringen durfte.

Die „Praeservation“, wie die Danziger Pestärzte die Prävention nannten, gestaltete sich aber schwierig, kannte man doch

den genauen Auslöser der Krankheit nicht und war überzeugt, die Pest übertrage sich über Miasmen, also „verpestete“ Luft und aus dem Boden aufsteigende Dämpfe oder käme als „Straff=Ruthe“ Gottes über die Sünder.

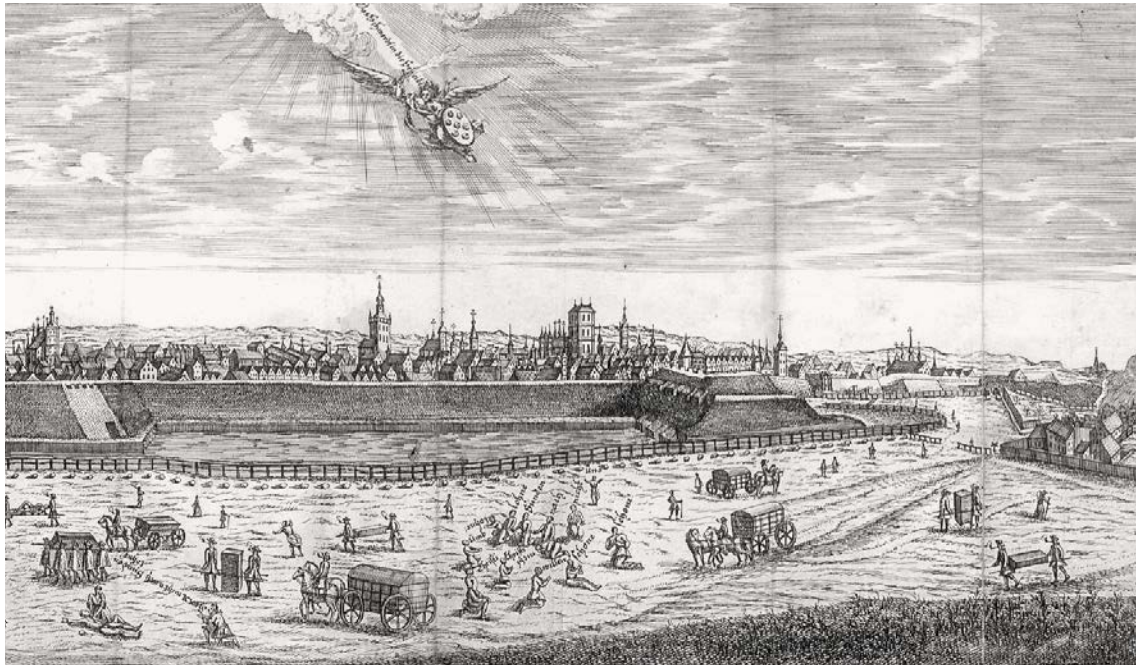
Hier zeigen sich Parallelen zu den ersten, Ende 2019 auftretenden Berichten über eine neue Lungenkrankheit in Wuhan. Auch damals war wenig über die Krankheit und ihre Übertragungswege bekannt. In Europa bereitete man sich auf den fernen Feind vor, doch worauf genau, war zunächst nicht klar. Spezifische Maßnahmen waren deshalb damals wie heute kaum möglich.

Ausgehend von einer falschen Grundannahme beim Übertragungsweg, konnte auch nicht an der Wurzel des Pestübels angesetzt werden. Die präventiven Maßnahmen beruhten eher auf Beobachtungen.

Als erster Schritt wurden Informationsnetzwerke mit anderen Städten geschaffen. Mit den Informationen sollte der Weg der Pest genau beobachtet werden, so dass Ankömmlinge aus betroffenen Gebieten gezielt abgewiesen werden konnten oder sich in Quarantäne begeben mussten. Ab 1705 war die Einreise nach Danzig nur mit einem Gesundheitsschein möglich, wobei die Verifizierung solcher Zertifikate angesichts von Krieg und Bürgerkrieg alles andere als einfach war. Insbesondere hochmobile Gruppen, wie Juden oder Schotten, wurde der Einlass verwehrt, wobei konkret auf die Mobilität und den Handel und nicht auf die Religion oder Konfession verwiesen wurde.

Vor allem bestimmte Waren gerieten in den Fokus der Pestabwehr. In der Frühen Neuzeit war man überzeugt, dass vor allem in luftigen Waren die verpestete Luft verbreitet werden konnte.

**Vedute von Danzig mit Pestkranken, Bestattern und Büßern vor der Stadtmauer. Die Bußfertigen flehen Gott an, sie nicht nach ihren Sünden zu strafen, sondern um Christi willen zu schonen. Aus: Joachim Weichmann, Theologischer und Ausführlicher Unterricht von der Pestilenz, Zerbst 1711**



Textilen erfuhren folglich eine besondere Behandlung und mussten zuweilen mehrere Wochen eingelagert werden oder wurden teilweise sogar vernichtet, während kompakte Waren, wie z. B. Getreide oder Holz, als vergleichsweise unbedenklich galten.

Um der in den Städten oft schlechten Luft Herr zu werden, wurden die Straßen gereinigt. Eine Maßnahme, die nur auf den ersten Blick sinnlos erscheinen mag, denn das Nahrungsangebot für die Ratten als Träger der Flöhe wurde damit reduziert.

Neben solchen allgemeinen Maßnahmen wurde auch an das Individuum appelliert. So wie bei Corona Rauchen, Übergewicht oder übermäßiger Alkoholkonsum als Risikofaktoren gelten, wurde auch im Danzig des 18. Jahrhunderts versucht, mit Verhaltens- und Ernährungsratschlägen das Risiko einer Pesterkrankung zu minimieren. So sollten „Leibes=Bewegung“, gesunde Ernährung (kein warmes Brot, fast keine Milchprodukte etc.) und ein guter Schlafrythmus den Körper offenhalten, so dass schlechte Ausdünstungen den Körper verlassen und keine Pest auslösen können.

Eine während der heutigen Pandemie wiederholt geführte Debatte betrifft Öffnungen und Schließungen: „Schwedischer Sonderweg“, „Lockdown“, „Shutdown“, „Modellprojekt“. Mit steigender Dauer der Schließungen werden die Stimmen nach Öffnungen immer lauter. Dabei spielt nicht nur die Sehnsucht nach Amusement eine Rolle, sondern mehr noch existenzbedrohende wirtschaftliche Fragen. Sehnsüchtig blickt man zurück auf Zeiten, als man noch ins Kino, Theater oder Restaurant durfte oder als Betreiber damit ein Einkommen erzielen konnte.

Die Frage nach Öffnen oder Schließen stellte sich angesichts der sich zuziehenden Pest-Schlinge in der Handelsstadt Danzig mit besonderer Dramatik. Im Stadtrat stritten die Parteien der Patrizier, die Öffnungen forderten, und der Gelehrten, die die Stadt vor der kranken Umwelt verschließen wollten. Es setzten sich die Patrizier durch, und der Stadtrat entschloss sich, die Stadt und vor allem den wichtigen Hafen offen zu halten.

Der Stadtrat blieb geschlossen in der Stadt und übernahm selbst die Führung, so dass ihm eine ähnliche Rolle zukam wie heute dem Gesundheitsministerium. Die Exekutive blieb damit voll handlungsfähig. Sie entwarf ein komplexes Hygienekonzept, das Pestprävention und Öffnungen in Einklang bringen sollte.

Auf der Weichsel anreisende Händler mussten sich an den neu eingerichteten Kontrollpunkten bei den Gaststätten *Heringskrug* oder *Kalkscheune* ausweisen, wurden von Ärzten untersucht und erhielten dann dort, wenn ihre Dokumente stimmten und ihnen Gesundheit attestiert wurde, Passierscheine, die ihnen die Einfahrt in die Stadt erlaubten. Kaufleute, die den Landweg wählten, wurden an den Stadttoren kontrolliert. Die Dokumente belegten den Weg der Anreise und mussten Einträge jeder passierten Stadt bzw. jedes Kontrollpunktes enthalten – sozusagen eine Art Kontaktnachverfolgung. Schiffe, die aus gefährlichen Regionen nach Danzig kamen, mussten sich in eine achttägige Quarantäne begeben. Widersetzten sich Händler den Anweisungen, sollten sie inhaftiert und ihre Waren verbrannt werden.

Die Beziehungen zu von der Pest befallenen Städten wurden konsequent abgebrochen. Doch auf den Ausschluss eigener Händler reagierte man in Danzig mit Verärgerung und Unverständnis, so 1708 gegen Königsberg und Leipzig – hier zeigt sich eine für die Pestzeit nicht ganz untypische Danziger Doppelmoral.

## Die Pest ist da

Am 27. Januar 2020 erreichte – allen präventiven Maßnahmen zum Trotz – das Corona-Virus Deutschland. Es wurde festgestellt, dass sich Corona auch ohne Krankheitssymptome verbreiten konnte und die Vorkehrungen nicht ausgereicht hatten. Mit der Zeit wurde aus nachverfolgbaren Einzelfällen die erste Corona-Welle.

Ebenfalls ungeachtet der „Praeservation“ begann die Pest Ende 1708 auch in Danzig einzuziehen. Schon im November wurden in den unabhängigen Vorstädten erste Pestfälle gemeldet, die aber im

kurz darauf einsetzenden Winter wieder erloschen und in Vergessenheit gerieten. Mit steigenden Temperaturen im März erwachte die Pest jedoch aus ihrem Winterschlaf und griff um sich – diesmal auch innerhalb der Stadt. Hinweise des Arztes Joh. Kanold an den Rat, er habe im Mai an Patienten eindeutige Pestsymptome diagnostiziert, wurden bewusst ignoriert. Die Verbreitung „falscher Nachricht“, also dass die Pest da war, wurde sogar verboten. Die Seuche konnte sich währenddessen ungebrems in der Stadt ausbreiten. Doch bereits im Juni stiegen die Todeszahlen dermaßen, dass eine weitere Leugnung nicht mehr möglich war.

Wieder stellte sich dem Stadtrat die Frage nach öffnen oder schließen, und wieder entschied sich der Rat dafür, die Stadt, den Hafen und alle Märkte offen zu halten. Auch öffentliche Versammlungen und Gottesdienste waren, anders als heute, ohne Einschränkungen erlaubt, Gottesdienste wurden sogar verpflichtend. Dadurch blieben die Stadt und ihre Bevölkerung ruhig, eine große Fluchtwelle blieb trotz der hohen Todeszahlen aus.

Konnte man die Pest nicht von der Stadt fernhalten, so sollte sie zumindest in der Stadt besiegt und vom öffentlichen Leben ferngehalten werden. Unter großem finanziellem Aufwand wurden die medizinischen Strukturen ausgebaut und ein mit dem Gesundheitsamt vergleichbares *Collegium Sanitatis* geschaffen, das Kranke identifizieren, isolieren und die Behandlung koordinieren sollte.

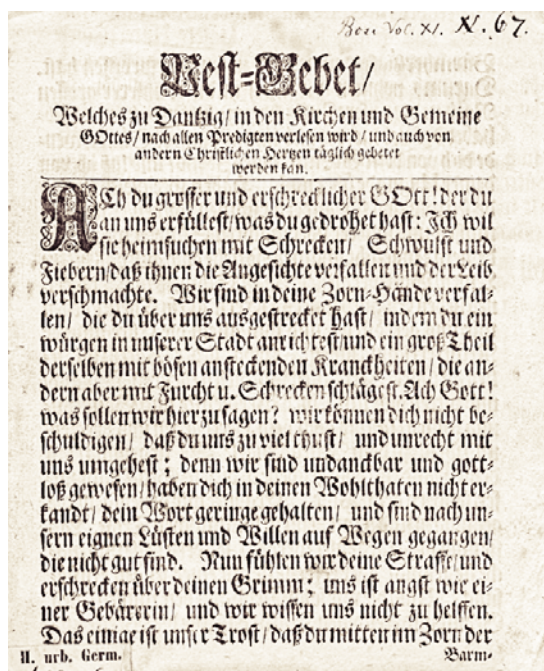
Mit steigenden Fallzahlen wurden sieben Pesthäuser und elf Friedhöfe ausgewiesen. Während die ärmere Bevölkerung in solchen meist am Stadtrand gelegenen Hospitälern isoliert wurde, konnten die reichen Bürger dank ihren Bediensteten ihre Versorgung in den eigenen Häusern sicherstellen.

Um die Pestkranken zu versorgen, wurden gering qualifizierte Ärzte, praktizierende Heiler oder Barbieri eingestellt. Auch in den umliegenden Städten wurde versucht, Ärzte abzuwerben, jedoch eher erfolglos. Ende Juli 1709 waren insgesamt fünfzehn zusätzliche Ärzte und Feldschere eingestellt worden. Die etablierten Ärzte hielten sich hingegen von den Pestkranken fern, sehr wohl um die Bedrohlichkeit der Pest wissend und um ihre gut zahlende und gesunde Stammkundschaft nicht zu verlieren.

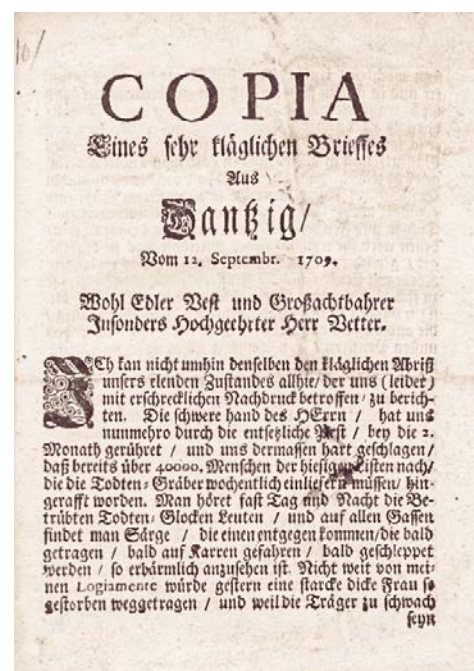
Den Ärzten wurden jeweils vier Gehilfen zur Verfügung gestellt, wobei es immer einen Schreiber gab, der alle Fälle dokumentieren musste. In den Pesthäusern gab es zudem weitere Pfleger. Eine Danziger Besonderheit waren Pesthebammen, die pestkranke Schwangere und die oftmals bald verwaisten Säuglinge betreuten.

Insgesamt betrug das Personal, das die Pestkranken betreute, knapp unter hundert Personen. In den Hochphasen der Pest musste jeder Pestarzt 150 bis 200 Patienten versorgen.

Parallel zu den verbesserten medizinischen Strukturen wurden zusätzliche Geistliche, sogenannte *pastores pestilentialis*, angewor-



„Pest=Gebet/ Welches zu Dantzig/ in den Kirchen und Gemeine GÖttes/ nach allen Predigten verlesen wird/ und auch von andern Christlichen Herten täglich gebetet werden kan.“ Es wurde erstmals am 22. August 1709 gesprochen. – Die ersten beiden Sätze lauten in Transkription: „Ach du grosser und erschrecklicher GÖtt! Der du an uns erfüllst/ was du gedrohet hast: Ich wil sie heimsuchen mit Schrecken/ Schwulst und Fiebern/ daß ihnen die Angesichte verfallen und der Leib verschmachte. Wir sind in deine Zorn=Hände verfallen/ die du über uns ausgestreckt hast/ indem du ein würgen in unserer Stadt anrichtest und ein groß Theil derselben mit bösen ansteckenden Kranckheiten/ die andern aber mit Furcht u. Schrecken schlägest.“



„Copia Eines sehr kläglichen Briefes aus Dantzig“ vom 12. September 1709. Der ersten drei Sätze lauten in Transkription: „Wohl Edler Vest und Großachtbahrer Insonders Hochgeehrter Herr Vetter, Ich kan nicht umhin denselben den kläglichen Abriß unsers elenden Zustandes allhie/ der uns (leider) mit erschrecklichen Nachdruck betroffen/ zu berichten. Die schwere hand des HErrn / hat uns nunmehr durch die entsetzliche Pest/ bey die 2. Monath gerühret/ und uns dermassen hart geschlagen/ daß bereits über 40000. Menschen der hiesigen Listen nach/ die die Todten=Gräber wochentlich einliefern müssen/ hingerafft worden. Man höret fast Tag und Nacht die Betrübten Todten=Glocken Leuten/ und auf allen Gassen findet man Särge/ die einen entgegen kommen/ die bald getragen/ bald auf Karren gefahren/ bald geschleppt werden/ so erbärmlich anzusehen ist.“ – Dieser Brief eines unbekanntes Verfassers stellt die Zustände in Danzig sehr drastisch und (mit der Angabe von 40.000 Toten schon bis September 1709) überzogen dar. Solche Briefe oder Schriften gehörten zur „Schwarzen Propaganda“, und die Herstellung und Verbreitung wurden in Danzig hart bestraft.



„Abbildung von der großen Pest in Dantzig 1709 und wie viel darin seindt Gestorben“, Holzstich von Samuel Donnet (vor 1734). Der Sensenmann schreitet mitten durch Danzig, umgeben von Sterbenden, Toten und Totengräbern. – Die Summe der Toten „in“ und „außerhalb der Stadt“ wird mit 32.599 angegeben.

ben, die sich eigens um die Pestkranken kümmern sollten. Aufgrund der Überzeugung, die Pest sei sowohl ein Leiden des Körpers wie des Geistes, kam ihnen eine ähnliche Bedeutung zu wie den Ärzten. Auch konnte der Stadtrat durch die Predigten Einfluss auf die öffentliche Ordnung in der Stadt nehmen, denn die Prediger äußerten, was ihnen befohlen wurde. In den verpflichtenden Gottesdiensten kam den Predigern die Aufgabe zu, „das Volck zu unterrichten / wie sie von der Pest recht urtheilen“, um letztlich „auff Besserung ihres Lebens“ hinzuwirken und die Ruhe und Ordnung in der Stadt zu bewahren.

Die Pest bot vor allem minderqualifizierten Predigern und Medizinern die Möglichkeit zu einem raschen Aufstieg – sofern sie die Pest selbst überlebten. Sie erhielten während der Epidemie hohe Löhne und kostenlose Dienstwohnungen – jedoch in unmittelbarer Nähe zu den Pesthospitälern –, und für die Zeit nach der Epidemie wurden ihnen eigene Pfarreien oder Praxen sowie lebenslange Steuererleichterungen in Aussicht gestellt. Boni, von denen heutiges medizinisches Personal in den Krankenhäusern nur träumen kann.

Innerhalb kürzester Zeit konnte so eine streng getrennte parallele Infrastruktur für die Kranken errichtet werden. Die Pestärzte und -geistlichen mussten sich zur Separierung von der gesunden Bevölkerung durch Aufnäher kenntlich machen.

Eine Parallelwelt für die Kranken war wichtig, um derart Ruhe, Ordnung und zumindest scheinbare Normalität in der Stadt bewahren zu können. An die ärmere Bevölkerung wurden finanzielle Hilfen ausgezahlt und trotz gestiegener Kornpreise kostenlos Lebensmittel ausgegeben. Das war in der Frühen Neuzeit alles andere als gewöhnlich. Todesfälle infolge von Mangelernährung und anderen Krankheiten, die zusammen mit Hungersnöten etwa parallel in Königsberg auftraten, blieben in Danzig aus. Die genauen Todeszahlen wurden bewusst verschwiegen, um eine Panik unter der Bevölkerung zu vermeiden.

Auch nach außen war es wichtig, das wahre Ausmaß der Pest zu vertuschen. Würden die Handelspartner von den Zuständen in der Stadt erfahren, wäre ein offener Hafen oder Markt sinnlos, denn keine Schiffe kämen mehr an. So verbreitete man, dass die Pest in Danzig nur vereinzelt aufträte und die wenigen Fälle lediglich die Ärmsten beträfen. Der wohlhabende Stadtkern und die Danziger Händler seien hingegen frei von der Pest, Infektionen durch Kontakte mit Danzigern deshalb ausgeschlossen. Gegen anderslautende Berichte wurde hart durchgegriffen. Die ohnehin harte Zensur von Drucktexten wurde auch auf die Post ausgeweitet und den Verfassern solcher (wie es heute heißen würde) *Fakenews* mit dem Tode gedroht.

## Wirtschaft

Dass Danzig damit zu einem „Superspreader“ im ganzen Ostseeraum werden konnte, wurde billigend in Kauf genommen. Wirtschaftliche Belange waren für Danzig entscheidender.

Dem Stadtrat war es nicht nur wichtig, dass in der eigenen Stadt Normalität herrschte und die eigenen Märkte offenblieben, sondern auch, dass die eigenen Händler in andere Städte eingelassen wurden. Vom Bürgermeister wurden deshalb Gesundheitspässe ausgestellt, die die problemlose Einfuhr im Ankunftshafen sicherstellen sollten. Das war eine allgemein gängige Praxis und rief bei den Handelspartnern nicht selten Misstrauen hervor, auch weil die Pässe leicht zu fälschen waren. Danzig misstraute ebenfalls fremden Gesundheitspässen und ignorierte diese, während zugleich geklagt wurde, wenn die eigenen Dokumente nicht akzeptiert und Händler abgewiesen wurden.

Trotz des Misstrauens florierte der Danziger Handel auch in den Hochzeiten der Pest. Der Dominiksmarkt, die alljährliche Messe, und der Holzhandel blieben zwar hinter den Erwartungen zurück, dafür brachte der Kornhandel große Gewinne ein. 1709 konnte sogar mehr Getreide exportiert werden als im pestfreien Vorjahr – und mehr, als überhaupt nach Danzig eingeführt worden war. Die Erklärung für diese Diskrepanz wirkt fast makaber: Durch den pestbedingten Bevölkerungsschwund konnte Danzig Teile seiner für den Eigenbedarf zurückgehaltenen Reserven zusätzlich verkaufen. Dass Danzig trotz der Pest solche großen Mengen Getreide absetzen konnte, lag nicht zuletzt an dem von Krieg und Missernten erschütterten europäischen Gesamtmarkt und den hohen Kornpreisen. Auf den zentralen Hafen Danzig, über den teilweise bis zu 80% des polnischen Getreides über den Seeweg ausgeführt wurde, konnte trotz der Pest nicht verzichtet werden.

Der ausbleibende totale wirtschaftliche Zusammenbruch der Stadt ermöglichte es, Geldmittel für die Pestbekämpfung freizuset-



zen. Damit hatte Danzig einen entscheidenden Vorteil gegenüber anderen Städten, denen oft auch schon ohne die pestbedingten Einnahmeausfälle die für die Pestbekämpfung notwendigen Geldmittel fehlten.

## Probleme

Doch allen Beteuerungen zum Trotz wütete die Pest heftig in Danzig. Von den über 63.000 bzw., die Vorstädte eingerechnet, rund 80.000 Einwohnern kamen 24.533 bzw. sogar 32.599 Personen ums Leben. Diese Zahlen sind zuverlässig, entsprechen ungefähr einem Drittel der Gesamtbevölkerung und liegen rund vierzehn Mal höher als die Mortalitätsrate in normalen Jahren. Bei den Opfern handelte es sich vor allem um die ärmere Bevölkerung wie Handwerker, Arbeiter oder Diener. „Die ansehnliche Groß-Bürgerschaft hat / GOtt Lob! nicht viel gelitten“, wie der Danziger Arzt Johann Christoff Gottwald anschließend berichtete.

Doch wie konnte es all den präventiven Maßnahmen zum Trotz zu solch hohen Opferzahlen kommen, und warum war das Großbürgertum kaum von der Pest betroffen? Viele Gründe haben sich seit 300 Jahren kaum verändert. Die Wohlhabenden konnten sich während der Pest in ihren Häusern selbst isolieren; den Risiken wurde die Dienerschaft ausgesetzt. Prekäre Lebens- und Arbeits-

verhältnisse steigerten nicht nur das Risiko, sich mit der Pest zu infizieren, sie steigerten auch das Risiko, an den Folgen der Pest, die im Fall der Beulenpest nicht zwingend tödlich war, zu sterben. Abstand war in beengten Räumen nicht möglich, und mangelnde Hygiene war eine ideale Brutstätte für die Pestflöhe.

Ein weiteres Problem war die Missachtung der Schutzmaßnahmen – ein Problem, das wir nicht erst heute kennen. Der Lock-down hat sich bislang als äußerst wirksame Maßnahme gegen das Corona-Virus erwiesen. Doch sein Erfolg hängt in hohem Maße von der Disziplin der Bevölkerung ab. Hält sich niemand an die Maßnahmen oder sind sie schon in der Implementierung zu lückenhaft, bleibt ihr erhoffter positiver Effekt stark limitiert. Bei einer Krankheit, die sich von Mensch zu Mensch überträgt, wiegt es schwer, wenn Kontaktbeschränkungen missachtet werden.

Desgleichen wurde auch in der Frühen Neuzeit bereits beklagt, dass Menschen gegen die präventiven Maßnahmen verstießen. So versuchten sie vor Quarantäne zu flüchten und verbreiteten gerade auf diese Weise die Pest weiter. Besonders problematisch waren allerdings Personen, die auf der Suche nach kostbaren Schätzen in die versiegelten Häuser der Verstorbenen einbrachen und sich dabei infizierten. Vor allem kostbare Kleidung war ein trügerischer Schatz, weil darin oft die Pestflöhe überlebten und mit dem Dieb den Weg aus dem Haus fanden. Hier zeigt sich, dass die Annahme, in Textilien würde „schlechte Luft“ transportiert, zwar falsch war, es sich aber dennoch um eine wirksame Maßnahme handelte, auch über Textilien eine Art Quarantäne zu verhängen.

## Folgen der Epidemie

In Danzig konnten die hohen Bevölkerungsverluste innerhalb weniger Jahre durch Zuzug aus dem Umland ausgeglichen werden. In der öffentlichen Wahrnehmung war die Normalität trotz Zehntausender von Toten erhalten geblieben. Danzig konnte dank dem Wohlstand durch umfangreiche Hilfen eine Panik oder Aufstände verhindern, obwohl der wirtschaftliche Erfolg klar über Menschenleben gestellt wurde. Es gab weder eine Hungersnot noch einen Anstieg der Kriminalität. In einzelnen Wirtschafts- und Handelszweigen kam es bedingt durch die Pest zu extremen Einbrüchen, andere konnten ihre Gewinne massiv steigern. Danzig blieb auch nach 1710 eine attraktive Stadt mit einer großen Sogwirkung.

Über die Folgen von Corona können wir derzeit nur spekulieren. Glücklicherweise werden wir durch Corona wohl keine so drastischen demographischen Einschnitte zu erwarten haben wie damals durch die Pest. Doch hat Corona schon jetzt spürbare wirtschaftliche Folgen. Eine steigende Staatsverschuldung, Privat- und drohende Firmeninsolvenzen, die derzeit durch staatliche Hilfen noch hinausgezögert werden, eine gestiegene Arbeitslosigkeit. Das Danziger Beispiel kann uns aber letztlich Hoffnung geben, dass es ebenso, wie es eine Post-Pest-Zeit gab, auch eine Post-Corona-Zeit geben wird – und dass wir Probleme, die wir heute haben und die vielleicht auch noch weiter wachsen werden, schneller werden überwinden können, als wir gegenwärtig noch glauben.

st



Deckblatt des Berichts über die Pest (1712). Der Autor, der Danziger Arzt Joh. Kanold, war es auch, dem der Stadtrat im Frühjahr 1709 untersagt hatte, überhaupt von der Pest zu berichten. – Der Titel lautet: „Einiger Medicorum Send=Schreiben von der A. 1708 in Preussen / und A. 1709 in Dantzig Grasireten Pestilenz / Item: Von der wahren Beschaffenheit des Brechens und des Schweisses; Insonderheit Daß die Beulen und Schwäre in der Pest=Seuche die wahre / wesentliche / und nützlichste Excretion seyn [...]“

# Ernst Gottlieb Hantel – Ein ideenreicher Unternehmer der Gründerzeit

## Ein mikrohistorischer Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte der Region am Frischen Haff

**Das 19. Jahrhundert, die Hochzeit der Industriellen Revolution und des weit entwickelten Kapitalismus – war ein Goldenes Zeitalter für erfolgreiche unternehmerische Karrieren, und zwar nicht nur in den größeren Städten, sondern auch in Gebieten, die mit den technischen und ökonomischen Tendenzen der Gründerzeit noch kaum in Berührung gekommen waren. Unter dieser Perspektive verdient Ernst Hantel auch heute noch unsere Aufmerksamkeit, denn er hat als unermüdlicher Verfechter fortschrittlicher Ideen wesentliche Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklung der Region am Frischen Haff geleistet.**

### Das Erbe früherer Generationen

Ernst Hantel war zeitlebens mit dem Land an der Haff-Küste verbunden. Seinen Lebensmittelpunkt hatte er im ostpreußischen Frauenburg, das ab dem 13. Jahrhundert zum Sitz des ermländischen Domkapitels erkoren worden war. Die Einwohner beschäftigten sich hauptsächlich mit Fischerei und Landwirtschaft, selbstverständlich gab es auch mehrere kleine Handwerksbetriebe. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen, in der Frühphase des Fremdenverkehrs, zudem Touristen in den Ort, um die Wirkungsstätte von Nikolaus Kopernikus zu besuchen.

Die ältesten, urkundlich nachweisbaren Vertreter der Familie Hantel stammten aus dem Kreis Heiligenbeil. Erst Hermann Hantel, der Vater von Ernst, der früh seine Eltern verloren hatte, zog als Waise zusammen mit seinen Geschwistern nach Frauenburg, weil ihn hier sein Onkel Gottlieb Dous, der Besitzer der örtlichen Mühle, aufziehen konnte.

Diese Wassermühle, die sogenannte Kopernikus-Mühle, wurde wahrscheinlich Ende des 14. Jahrhunderts errichtet. Um sie antreiben zu können, wurde gleichzeitig ein Kanal gebaut. Im 16. Jahrhundert fügte man einen Turm hinzu, der mit einem modernen Wasserleitungssystem ausgestattet war und der Wasserversorgung des Domhügels diente. Für mehrere Jahrhunderte wurde die Urheberschaft dieser Erfindung fälschlicherweise dem Frauenburger Domherrn Nikolaus Kopernikus zugeschrieben; daher trugen sowohl die Mühle als auch der Kanal den Namen

des berühmten Astronomen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde das ständig reparaturbedürftige Wasserwerk stillgelegt, der Kanal aber blieb weiterhin in Betrieb.

Die Mühle, die sich ursprünglich in den Händen des Domkapitels und dann in denjenigen des preußischen Staates befunden hatte, war ab 1802 von Gottlieb Dous gepachtet und später gekauft worden. Dort wurden nicht nur Getreideprodukte hergestellt, sondern auch Öl gepresst. Nach dem Tode des Onkels – in den 1850er Jahren – erbte Hermann Hantel das Unternehmen. Er heiratete 1844 Marie Wiebe aus Braunsberg, mit der er neben Ernst Gottlieb fünf weitere Kinder hatte: die drei Söhne Ernst Georg\*, Hermann und Arndt sowie die beiden Töchter Helene Marie und Emilie.

### Biographie eines angesehenen Mannes

Ernst Gottlieb Hantel wurde am 11. Februar 1852 geboren. Seine Mutter starb sehr früh, als er gerade erst neun Jahre alt war. Sein Vater heiratete nicht erneut, so dass die Kinder von Fräulein Wilcke, einer Hausdame, aufgezogen wurden. Ernst Gottlieb besuchte in Frauenburg die evangelische Schule und danach das Elbinger Gymnasium. Weil seine beiden älteren Brüder andere Karrierewege wählten – Ernst Georg studierte Medizin und Hermann trat in die Armee ein – wurde Ernst ausersehen, die Mühle zu übernehmen. Aus diesem Grund lernte er nach seinem Schulabschluss unter der Aufsicht seines Vaters den Beruf des Müllers. Zwischenzeitlich diente er ein Jahr lang beim ostpreußischen Jäger-Bataillon Nr. 1 in Braunsberg, wo er zum Hauptmann befördert wurde. Nach Abschluss der Lehre wurde er in die 1867 eingerichtete Müllerschule in Worms aufgenommen. Als Geselle arbeitete er in verschiedenen Mühlen im Elsass, in der Schweiz und in Österreich. Nach seiner Heimkehr fand er eine Anstellung als Administrator beim Mühlenbetrieb von Wiechert in Gumbinnen, zog aber aufgrund einer schweren Erkrankung seines Vaters 1877 nach Frauenburg und übernahm die Verwaltung der Mühle. Obwohl er der jüngste Sohn war (sein jüngerer Bruder Arndt war ein Jahr nach der Geburt verstorben), hatte er als Inhaber des Familienunternehmens auch die Pflicht, seine unverheiratete Schwester Emilie zu unterhalten und seine zwei Brüder finanziell zu unterstützen. 1879 heiratete er Anna Bertha Schumann (1858–1945), die Tochter eines emeritierten Pfarrers, die ihm zwischen 1880 und 1893 insgesamt sechs Kinder schenkte.

Seine Nachkommen erinnerten sich an ihren Vater als einen schwungvollen, lebhaften, zuweilen aber auch abrupt reagierenden Mann, der sich selbst im fortgeschrittenen Alter noch durch jugendlichen Elan auszeichnete. Zudem war er ein mutiger Mann: Im Winter 1882 rettete er unter eigener Lebensgefahr einen Ertrinkenden, der ins Eis des Frischen Haffs eingebrochen war. Für diese Tat wurde er mit der Rettungsmedaille am Band ge-

\* Dr. Ernst Georg Hantel, der um sechseinhalb Jahre ältere Bruder von Ernst Gottlieb, wurde am 20. 9. 1845 in Frauenburg geboren und starb 1908 als Sanitätsrat in Elbing. Sein „Liederkranz von Baltischen Gestaden“, den er 1885 unter dem Titel *Kahlberger Strandgut* veröffentlichte, ist oftmals vertont worden und war seinerzeit sehr populär. Seine dramatischen Dichtungen wurden auf der Elbinger Bühne aufgeführt, und auch als Dialektdichter ist er bekannt geworden. Die DW-Redaktion bereitet einen eigenen Beitrag über Ernst Georg Hantel vor.

ehrt. Darüber hinaus erhielt Ernst Hantel die Landwehr Dienstauszeichnung und wurde für seine Verdienste mit der Roten Kreuz-Medaille 3. Klasse und dem Roten Adlerorden 4. Klasse ausgezeichnet.

## Unternehmerische Probleme und Erfolge

Die ersten Jahre der selbstständigen Mühlen-Verwaltung erwiesen sich als äußerst schwierig. Noch zu Lebzeiten des Vaters, in den 1870er Jahren, war das schlecht gesicherte Werk fast völlig abgebrannt, und die Renovierung hatte fast das gesamte Vermögen verschlungen. An der Stelle der alten Mühle entstand nun ein dreistöckiges Backsteingebäude, das mit dem weiterhin bestehenden Turm verbunden war. Zudem waren auch moderne Mehlmahlanlagen gekauft worden.

Die Amortisierung dieser Investitionen nahm viele Jahre in Anspruch und war von schweren Rückschlägen geprägt. Eine weitere Katastrophe in der Mühle ereignete sich schon zehn Jahre nach dem Brand; diesmal wurde sie von einer Flut verursacht. – Die Verpflichtung, den Versorgungskanal für die Kopernikus-Mühle und die Wasseranlagen in gutem Zustand zu erhalten, lag ursprünglich in den Händen des preußischen Staates, der auch den Schleusenwärter bezahlte. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts hatten sich die Behörden bemüht, diese Verpflichtung auf Hermann Hantel zu übertragen, und boten ihm dafür das Eigentumsrecht an den Wasseranlagen sowie 3.000 Morgen Grundbesitz im Forst Koßwald. Der Vater aber hatte diesen Handel ausgeschlagen. In den 1880er Jahren war der Vorschlag dann seinem Sohn erneut unterbreitet worden. Nun sollten ihm das Eigentum an den Anlagen sowie das Gehöft des Schleusenwärters mit zehn



*Briefkopf der Kopernikus-Mühlenwerke (vor 1920)*

Morgen Land überschrieben werden, und zusätzlich wurde ihm als Ausgleich für die zukünftig anfallenden Kosten eine pauschale Entschädigungsleistung in Höhe von 80.000 Mark zugesagt. Diese Vereinbarung wurde 1886 tatsächlich unterzeichnet; sie erschien Ernst Hantel als äußerst günstig, weil sich die Anlagen in einem guten Zustand befanden und das Überwachen des Kanals und der Lohn des Schleusenwärters auf Dauer nur geringe finanzielle Ausgaben erwarten ließen. Schon zwei Jahre nach dem Vertragsabschluss jedoch zerstörte eine große Flut nach der Frühjahrsschmelze die bestehenden Schleusen; und die Kosten für ihren Wiederaufbau übertrafen die erhaltene Entschädigungsleistung bei weitem.

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sorgte Ernst Hantel für eine weitere Modernisierung des Familienunternehmens. Zu dieser Zeit wurden die Turbinenkammer in der Mühle installiert und ein Stauwehr gebaut, das zur Steigerung der Produktionseffizienz beitrug. – Auch wenn er die Mühle weiterhin leitete, hielt er gleichwohl ständig nach neuen Herausforderungen Ausschau und beteiligte sich an vielen Initiativen, nicht zuletzt, um zusätzliche Verdienstmöglichkeiten zu erschließen und seine finanzielle Situation noch verbessern zu

können. So eröffnete er beispielsweise 1896 eine Molkerei in Frauenburg, die sich allerdings nach einiger Zeit als unrentabel erwies. Ab 1930 wurde sie verpachtet und fünf Jahre später geschlossen.

1898 nahm Ernst Hantel eine weitere Investition vor. Für 50.000 Mark kaufte er von Franz Blank das am Frischen Haff gelegene Gut Louisenthal. Dort wurde kurz darauf unter dem Namen THONWERKE LOUISENTHAL GMBH eine Kalksandsteinfabrik eröffnet. Miteigentümer waren der Leiter der Bauunternehmung Friedrich Lenz, mehrere Baumeister dieser Firma und Franz Wiechert, in dessen Betrieb Ernst Hantel in Gumbinnen gearbeitet hatte. Trotz anfänglich guter Aussichten schrieben die THONWERKE letztlich rote Zahlen: Einerseits ereignete sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Wirtschaftskrise, die nach Jahren des Wohlstands zu einer Rezession auf dem Bauparkt führte. Andererseits wurde in Pillau, am gegenüberliegenden Ufer des Frischen Haffs, eine höchst konkurrenzfähige Ziegelei errichtet. Die



*Ernst Hantel als Leutnant der Reserve (ca. 1870)*



*Ernst Hantel und Anna Bertha Schumann als Brautpaar (1879)*



„Frauenburg/Ostpr. Ev. Kirche u. Koppernikusmühlenwerke“  
(Ansichtspostkarte aus der Zwischenkriegszeit)



Haffuferbahnhof Frauenburg (Ansichtspostkarte  
aus dem frühen 20. Jahrhundert)

geringere Nachfrage und das gleichzeitig noch gewachsene Überangebot ließen die Ziegelpreise drastisch sinken. Aufgrund der zunehmenden Verluste begannen die Aktionäre, sich zurückzuziehen; schließlich entschieden sich die Besitzer zum Verkauf des Werks. Es wurde 1905 vom Kaufmann Hermann Braunsberg erworben und nach mehreren weiteren Eigentümerwechseln 1919 geschlossen.

Hantel beschränkte seine Aktivitäten freilich nicht allein auf die Wirtschaft, sondern engagierte sich auch ehrenamtlich in berufsständischen Organisationen sowie im politischen Raum. So war er Mitglied des Braunsberger Kreistages und der ostpreußischen Gewerbekammer, wurde im November 1877 anstelle seines verstorbenen Vaters zum Vorsitzenden des Ostpreußischen Provinzial-Verbandes Deutscher Müller und Mühlen-Interessenten gewählt und diente dieser Organisation zeitweilig auch als Kassen-Revisor.

## Die Haffuferbahn

Mit seinem unternehmerischen Handeln gewährt Ernst Hantel bereits aufschlussreiche Einblicke in die lokale Wirtschaftsgeschichte. Eine herausragende Position aber hat er sich auf diesem Felde durch den Bau der Haffuferbahn erworben, deren Verwirklichung zwar von vielen Menschen unterstützt wurde, bei dem es aber einzig Hantels Entschlossenheit und Ausdauer zu danken war, dass diese Idee letztlich in die Tat umgesetzt wurde. Mit der Haffuferbahn (deren Geschichte DW in № 5/2019 ausführlich geschildert hat) realisierte Hantel ein äußerst zukunftsfähiges Projekt, das die Entwicklung der gesamten Region ganz wesentlich förderte und – ungeachtet mancher Schwierigkeiten – für mehr als hundert Jahre lang den Interessen der Einwohner, der heimischen Industrie und Landwirtschaft sowie der Touristen diente.

Die Idee, eine Eisenbahnstrecke entlang der Haff-Küste von Elbing über Tolkemit und Frauenburg bis nach Braunsberg zu bauen, war bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts diskutiert worden. Wiederholte Versuche, das Projekt umzusetzen, schlugen allerdings jedes Mal fehl. Ernst Hantel jedoch, der jahrelang das Komitee für die Erbauung einer Haffuferbahn leitete, gab seine Pläne nicht auf. Beharrlich bemühte er sich um die Unterstützung

der Behörden, warb Finanzmittel ein, gewann Anhänger, organisierte Treffen und verschaffte dem Vorhaben durch beständige Pressearbeit öffentliche Aufmerksamkeit. Dadurch wurde er – wie er später genannt wurde – „Seele des ganzen Unternehmens“. Den größten Verbündeten fand er übrigens in der Person des Frauenburger Domherren Julius Pohl (1830–1909), mit dem er nicht nur eng beim Erreichen des gemeinsamen Ziels zusammenarbeitete, sondern mit dem ihn – trotz der konfessionellen Unterschiede – auch eine langjährige Freundschaft verband.

Nachdem aufgrund des „Preußischen Kleinbahngesetzes“ vom Juli 1892 untergeordnete Verbindungen, die als Zugang zu Hauptbahnen dienten, nur noch geringere technische Anforderungen erfüllen mussten – und dementsprechend geringere Investitionskosten verursachten –, führten die neuerlich aufgenommenen Bemühungen am 12. August 1896 zur Gründung der HAFFUFERBAHN-ACTIEN-GESELLSCHAFT mit Sitz in Elbing. Deren Vorsitzender wurde Ernst Hantel, und er erfüllte diese Funktion bis zum Ende seines Lebens.

Die Gesellschaft erhielt rasch die notwendigen Geldmittel und Genehmigungen, so dass der Bau der Strecke bereits 1897 beginnen konnte. Zwei Jahre später wurden die Arbeiten abgeschlossen, und die Eröffnung der gesamten Linie konnte am 7. September 1899 festlich begangen werden.

Neben den Vorteilen für den Personenverkehr profitierte die gesamte Industrie der Region von der neuen Haffuferbahn: Zahlreiche Ziegeleien, Betriebe und Produktionsstätten in Elbing, Frauenburg oder Braunsberg vermochten ihre Absatzmärkte zu erweitern. Selbstverständlicherweise erhielten auch die KOPERNIKUS-MÜHLE oder die THONWERKE LOUISENTHAL GMBH eigene Anschlussgleise. Überdies wurde der Güterstrom jetzt vom Schiffsverkehr unabhängig, der während der Wintermonate nicht verfügbar war.

Die Verwaltung einer privaten Eisenbahngesellschaft – der ersten dieser Art in Ost- und Westpreußen – war keine leichte Aufgabe. Die HAFFUFERBAHN AG sah sich bald mit etlichen, vor allem wirtschaftlichen Problemen konfrontiert. Erst nach mehrjährigen Bemühungen gelang es, eine angemessene staatliche Unterstützung zu erhalten und die Rentabilität des Unternehmens zu sichern. Auch die Naturgewalten beeinträchtigten

den Betrieb – sowie die Erträge –, denn die unmittelbar am Ufer des Frischen Haffs verlegten Gleise wurden bei Hochwasser häufig überschwemmt. Doch trotz dieser Widrigkeiten zeigten der immer weiter zunehmende Güterverkehr wie die ständig wachsende Zahl von Fahrgästen, die die Haffuferbahn nutzen, wie vorausschauend es war, unverwandt an dem Projekt zu arbeiten und diese Eisenbahnverbindung zu schaffen.



Ernst Hantel (Fotografie vom Anfang des 20. Jahrhunderts)

## Die späten Jahre

Nach dem Ersten Weltkrieg, der Wirtschaftskrise sowie der Inflation stabilisierte sich allmählich die Lage der von Ernst Hantel geführten Unternehmen, wobei der Senior bei seinen Aufgaben nun von seinem ältesten Sohn, Hermann, unterstützt wurde.

Am 11. Februar 1927 feierte Ernst Hantel im Familienkreis seinen 75. Geburtstag. Trotz seines fortgeschrittenen Alters wollte er weder seine berufliche Tätigkeit noch seinen aktiven Lebensstil aufgeben. Doch nur gut zwei Wochen später, am 27. Februar, er-

litt er einen Herzinfarkt. Als er eine vorübergehende Besserung verspürte, wandte er sich schon am nächsten Tag wieder seinen Unternehmen zu und starb, während er Geschäftspapiere bearbeitete, in seinem Haus.

Ernst Hantel wurde auf dem evangelischen Kirchhof in Frauenburg beigesetzt. Zur Beerdigung, die am 3. März stattfand, kamen nach zeitgenössischen Berichten um die 1.200 Menschen zusammen, darunter Repräsentanten aus Politik und Verwaltung, die Direktion der Haffuferbahn, Vertreter verschiedener Gesellschaften, Vereine, Korporationen und Verbände sowie Offiziere und Mitglieder des

Frauenburger Domkapitels. Die Anteilnahme so vieler Honoratioren bekundete noch einmal eindrucksvoll, welch großen Respekt und welch überragendes Ansehen sich Ernst Gottlieb Hantel in der Haff-Region – und darüber hinaus – durch sein Wirken erworben hatte.

st Magdalena Pasewicz-Rybacka

Die Autorin bedankt sich bei Frau Sandra Peger, der Ururenkelin von Ernst Hantel, für die Weitergabe von Materialien und Fotos aus dem Familienarchiv.

# Die Agnes-Miegel-Gesellschaft

## Ein Rückblick auf ihr Wirken aus Anlass des 50-jährigen Jubiläums

Die 1969 gegründete Gesellschaft, die das dichterische Erbe von Agnes Miegel pflegt und sich auf vielfältige Weise dafür einsetzt, den Namen der „Mutter Ostpreußen“ weiterhin in der europäischen Erinnerungskultur zu verankern, konnte im März 2019 ihr 50-jähriges Bestehen festlich begehen. Zu diesem runden Geburtstag der Agnes-Miegel-Gesellschaft (AMG) ist kaum ein besseres Geschenk zu denken als das jüngst erschienene „Lesebuch“ zur wechselvollen Vereinsgeschichte.

**B**EI DER JUBILÄUMSFEIER, die in Bad Nennendorf, der Altersheimat der Dichterin, stattfand, kamen Mitglieder, Freunde, Förderer, aber auch Kritiker zu Wort. Eine große Runde von Gästen und Gratulanten versammelte sich dort, und Erinnerungen aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln ergaben ein differenziertes buntes Kaleidoskop. Zudem hielten Lorenz Grimoni (der Sohn des AMG-Gründers) und Prof. Dr. Paul Leidinger eindrucksvolle Festansprachen. Diese Reden eröffnen nun den von Marianne Kopp herausgegebenen Band, der die Jahre von 1969 bis 2019 Revue passieren lässt und unter dem Titel *Mosaiksteine zu Agnes Miegel – Ein biografisches Lesebuch* mannigfache Dokumente versammelt und, was gleich vorausgeschickt sei, tatsächlich – im Sinne eines der Untertitel – „Mehr als eine Chronik“ bietet.

Die Agnes-Miegel-Plakette –  
Bronzerelief der Elbinger Künstlerin  
Erna Becker-Kahns (Ø 19,5 cm)

FOTO: SIRGUNE PIORRECK



## Aus der Geschichte der Agnes-Miegel-Gesellschaft

Die Dichterin hatte keine Kinder. Nachdem sie am 26. Oktober 1964 verstorben war, wuchs aber unter ihren Verehrerinnen und Verehrern der Wunsch, sich ihres Œuvres anzunehmen und ihren Nachruhm zu bewahren. Am 9. März 1969 kam es dann anlässlich des 90. Geburtstages der Dichterin zur Gründung der AMG. Deren Ziel war und ist es dementsprechend, wie es in der Satzung formuliert ist, „das Andenken der Dichterin zu bewahren und in der Öffentlichkeit lebendig zu erhalten“.

Die Initiative zur Gründung ergriffen seinerzeit der DETMOLDER FREUNDESKREIS und namentlich Oberschulrat Erich Grimoni, der die Dichterin noch persönlich gekannt hatte. Er hatte bereits zum 85. Geburtstag Miegels 1964 eine solche literarische Gesellschaft ins Gespräch gebracht, was von der Dichterin aber bescheiden abgelehnt wurde. Zudem gehörte auch der TATENHAUSENER KREIS in das unmittelbare, der Gründung förderliche Umfeld. Dieser Kreis, der sich schon 1952 gebildet hatte, resultierte aus der engen Verbundenheit Agnes Miegels mit den in Waren-dorf lebenden Heimatvertriebenen.



FOTO: ARCHIV DER AMG

*Ein Bild-Dokument aus der Zeit von Agnes Miegels noch gänzlich fraglosem Ruhm: Am 1. Juni 1961 besucht Willy Brandt (als Regierender Bürgermeister von Berlin) die 82-jährige Dichterin in ihrer Bad Nenndorfer Wohnung und überbringt ihr einen Blumenstrauß. Nach deren Tod kondolierte er im Namen der SPD mit den Worten: „In Frau Agnes Miegel verliert die Geisteswelt eine Dichterin, deren Schaffen, von der tiefen Liebe zur Heimat geprägt, in die deutsche Literaturgeschichte eingehen wird.“*



FOTO: MARIANNE KOPP

*Die 2015 demontierte Gedenktafel für Agnes Miegel am vorherigen Ort, dem Haus Hornstraße 7 in Königsberg*

Die Mitgliederzahlen stiegen rasch: von 40 bei der Gründung binnen eines Jahres schon auf 241 – und dann stetig bis auf 744 im Jahre 1999. In den Folgejahren sank deren Zahl allerdings auf nur noch 227 im Jahre 2019 – und dies vermutlich nicht zuletzt aufgrund der undifferenzierten Verbreitung vordergründig-einseitiger Schlagworte, die Agnes Miegel als „Nazi-Dichterin“ zu diskreditieren suchten.

1971 gelang der Gesellschaft der Kauf des Hauses in Bad Nenndorf, in dem Agnes Miegel die letzten elf Jahre ihres Lebens gewohnt hatte. Hier wurden das Archiv aufgebaut und das Museum eingerichtet. Dies Domizil der AMG bildete nun den Mittelpunkt aller Arbeiten und diente während der folgenden Jahrzehnte zugleich als Begegnungsstätte: Monatliche Lesungen und viele Vorträgen fanden im weiten Umkreis der Stadt eine große Resonanz.

Auch wenn in den 1970er Jahren allmählich Vorwürfe wegen Agnes Miegels Handeln in der NS-Zeit laut wurden und politisch angeleitete Proteste einsetzten, stand die literarische Bedeutung der Dichterin allgemein noch außer Frage. Zu ihrem 100. Geburtstag, 1979, erschien eine Sonderbriefmarke der Bundespost, und aus diesem Anlass fanden in vielen Städten zentrale Gedenk- und Vortragsveranstaltungen sowie Ausstellungen statt. Die AMG gab eine silberne Gedenkmünze mit dem Bildnis der

Dichterin heraus. Schließlich wurde eine Wanderausstellung konzipiert, die neben einem Informationsstand auch die Projektion eines Miegel-Films vorsah und ab 1986 in zahlreichen Städten und bei vielen Heimattreffen gezeigt wurde.

Mit der politischen Wende von 1989/90 weitete sich das Spektrum der Kontaktmöglichkeiten nochmals erheblich. In Königsberg, der Heimat Agnes Miegels, fanden sich – nach den langen Jahren der strengen Isolation – jetzt höchst interessierte Ansprechpartner. Schon 1992 reisten 95 Mitglieder der AMG nach Königsberg. Dort wurde am früheren Wohnhaus der Dichterin in der Hornstraße eine Gedenktafel angebracht, auf der in Deutsch und Russisch ein Vers aus einem von Miegels letzten Gedichten zitiert wird: „Und dass du, Königsberg, nicht sterblich bist“. Darüber hinaus wurde zum einen im Stadthistorischen Museum eine Miegel-Abteilung eingerichtet, und es bildete sich zum anderen ein russischer Zweig der AMG. Diese Gruppe ist bis heute aktiv, die Kontakte zur Stadt aber waren leider nicht von Bestand. Dafür sind die fortgesetzten Attacken verantwortlich, die in Russland mit besonderer Sensibilität wahrgenommen wurden. 2015 wurde sogar die Gedenktafel demontiert – und nach vielerlei bürokratischem Hin und Her, das mehrere Jahre gedauert hat, steht jetzt zumindest zu hoffen, dass sie demnächst an die AMG als Eigentümerin zurückgegeben wird.

Zum erfolgreichen Wirken einer Vereinigung gehört nicht zuletzt, dass sie nach innen hin das Interesse der Mitglieder wachhält und deren Zusammenhalt fördert, dass sie die Ergebnisse ihrer Arbeiten dokumentiert und nach außen hin immer aufs Neue die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregt. Hier sind wenigstens cursorisch die (ab 1999) zweimal im Jahr in Bad Nenndorf stattfindenden Treffen zu erwähnen, bei denen gleichermaßen wissenschaftliche Vorträge und literarische Lesungen geboten werden, aber auch Studienseminare in Bad Pyrmont oder Reisen nach Ostpreußen oder ins österreichische Filzmoos, die Salzburger Heimat von Agnes Miegels mütterlichen Vorfahren, die von dort aus als Lutheraner 1732 vertrieben wurden und an deren Schicksal nun in dem Ort schon seit 1988 eine Gedenktafel erinnert. Und nicht zuletzt wird das Profil der AMG von ihren vielfältigen Publikationen bestimmt, die gleichermaßen die Liebhaber der Literatur erreichen sowie das Wissen um Agnes Miegel innerhalb des kulturellen Gedächtnisses tiefgreifend erweitern.

## Merkpunkte der Entwicklung

Neben den Konturen der nun 50-jährigen Geschichte der AMG bietet das genannte Lesebuch Einblicke in einzelne, ihrerseits bereits aus vielen Mosaiksteinen entworfene Bilder der persönlichen und schöpferischen Biografie der Dichterin, vor allem aber auch der schwierigen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte.

Viel Persönliches aus dem unmittelbaren Lebensumfeld der Dichterin erfahren die Leser aus den beiden Gedenkansprachen, die in jedem Jahr von der langjährigen Vorsitzenden der Gesellschaft, Dr. Marianne Kopp, jeweils zum Geburtstag und Todestag an Agnes Miegels Grab gehalten worden sind und die wie leuchtende Mosaiksteinchen aufblitzen: In den dabei entstandenen



FOTO: ANNETTE V. VOGEL

*Agnes Miegels Schreibtisch im Agnes-Miegel-Haus, Bad Nenndorf*



FOTO: MARIANNE KOPP

*Vortrag der Miegel-Erzählung um die Luther-Tochter Margarete mit der Darbietung von Musik jener Zeit (März 2017)*

Texten wird die Dichterin als Mensch und Frau ihrer Zeit vergegenwärtigt – mit kleinen Freuden, mit Sorgen, finanziellen Nöten oder ihrer Liebe zu Kindern und Blumen, zur Heimat sowie mit ihren Fluchterlebnissen, ihrer Einstellung zum Glauben, zu Ehrungen oder zu ihren beruflichen Anforderungen bzw. Einschränkungen.

Das spannungsvolle Verhältnis zwischen den Bemühungen der Freundeskreise und der AMG, das Andenken an Agnes Miegel für die Nachwelt zu bewahren, und den ideologischen Attacken, mit denen einzelne Gruppen lautstark für eine vermeintlich unausweichliche radikale „Entnazifizierung“ kämpften, spiegelt sich in weiteren Kapiteln der Festschrift. Es betrifft zum einen die Agnes-Miegel-Plakette, die (nach einer erstmaligen, aber nicht weiterverfolgten Initiative im Jahre 1936) 1958 gestiftet worden war und – mit den Worten von Paul Leidinger – als „Anerkennung für humane Verdienste um die Förderung der west-ostdeutschen Begegnung“ verliehen wurde, allerdings nur bis zum Jahre 1993; danach sind in den Annalen keine Preisträger mehr verzeichnet.

Ein weiteres Problemfeld eröffnet zum anderen die Diskussion um das Agnes-Miegel-Denkmal, eine Bronzestatue Ernst Hackländers, in deren Sockel die Maxime der Dichterin: „und nichts zu hassen als den Hass“ eingeritzt ist. Sie wurde anlässlich des 30. Todestages der Dichterin im Oktober 1994 feierlich in Bad Nenndorfs Kurpark enthüllt. 2015 kam es aber auf Beschluss des Stadtrats zur Demontage des Denkmals, das nun im Gar-



FOTO: ANNETTE V. VOGEL

*Die Einweihung des in den Garten des Agnes-Miegel-Hauses umgesetzten Denkmals (Oktober 2015)*

ten des Agnes-Miegel-Hauses aufgestellt wurde. Dieser Verlust an öffentlicher Reputation findet überdies Entsprechungen in den Kampagnen zur Umbenennung zahlreicher nach Agnes Miegel benannter Schulen und Straßen.

Zum dritten schließlich kommt die Affäre zur Sprache, in der der Ardey-Verlag 2011 einen Monat nach der Fertigstellung einer AMG-Publikation den Vertrag über die Bewerbung und Verbreitung des Buches brach und sogar die noch nicht ausgelieferten Exemplare einstampfen wollte.

Vor diesem Hintergrund erscheint die umfangreiche Materialsammlung zu der Frage, ob Agnes Miegel tatsächlich eine Nazi-Dichterin gewesen sei, als ebenso notwendig wie hilfreich. Neben dem historischen Kontext der 1930er und 1940er Jahre erhellen die umsichtig ausgewählten Text-Beiträge, welche Diskrepanzen sich dadurch ergeben, dass, wie es Marianne Kopp formuliert, „die zeitgenössische Presse-Öffentlichkeit Agnes Miegel mit höchster Anerkennung und bitterster Schmähung, mit verehrender Liebe und unversöhnlichem Hass“ begegnet ist.

Nach dem Durchgang gerade durch diese abschließenden Passagen wird die Quintessenz, die die Herausgeberin aus ihrer langjährigen kritischen Auseinandersetzung mit der Dichterin zieht, in hohem Maße plausibel: „Was Agnes Miegel uns heute noch zu sagen hat“, sind – im Sinne ihrer Maxime, „nichts als den Hass zu hassen“ – das Bekenntnis zu Toleranz und Menschlichkeit sowie die unverbrüchliche Vision eines friedlichen Zusammenlebens der Menschen.

Dieser Band lädt den Leser dazu ein, sich aus den mannigfaltigen Texten des „Lesebuchs“ nach Belieben ein eigenes Miegel-Mosaik zusammenzusetzen, mit einem Rahmen beginnend, oder auch mit einzelnen, spontan faszinierenden Teilchen. Jeder kann sich blättern, lesend, verweilend einen eigenen Zugang eröffnen, bis sich ein individuelles, aus eigenen Mustern und Farben entstehendes Ganzes ergibt, das eine große deutsche Dichterin erneut lebendig werden lässt.

st Gabriele Engelbert



**Mosaiksteine zu Agnes Miegel – Ein biografisches Lesebuch**

Hrsg. von Marianne Kopp

Bad Nenndorf: Agnes-Miegel-Gesellschaft, 2020

270 S. mit 29 s/w Abbildungen  
€ 10,00

ISBN 978-3-928375-35-1

Online bestellbar unter [buecher@agnes-miegel-gesellschaft.de](http://buecher@agnes-miegel-gesellschaft.de)

# IN DEN BLICK GENOMMEN

Helga Schubert

*Vom Aufstehen.  
Ein Leben  
in Geschichten*

München: dtv, 2021



Helga Schubert

**Vom Aufstehen. Ein  
Leben in Geschichten**

München: dtv, 2021

224 S., geb., € 22,-

ISBN 978-3-423-28278-9

Vieles ist in den vergangenen Monaten über Helga Schubert geschrieben und gesagt worden, nachdem sie im Sommer 2020 den renommierten Ingeborg-Bachmann-Preis verliehen bekommen hat und darüber hinaus nun ihr jüngst erschienenen Werk für den Leipziger Buchpreis nominiert wurde. Es trägt den Titel der im letzten Jahr preisgekrönten Erzählung *Vom Aufstehen*, mit der die Autorin – „Ich bin ein Kriegskind, ein Flüchtlingskind, ein Kind der deutschen Teilung“ – ihren durch reiche Lebenserfahrung geschärften, abwägenden Blick auf *Ein Leben in Geschichten* beschließt. Die Form des Romans ist Helga Schubert, die immer wieder ihre große Bewunderung für die Erzählkunst Anton Tschechows betont, fremd; sie schätzt stattdessen kurze Prosa und gestaltet „Geschichten als Mikroskop. Geschichten als Spiegel“.

Die 29 eigenwertigen, in sich gerundeten Texte sind kunstvoll zu einem Corpus arrangiert, manche gleichen Miniaturen, und nur wenige werden auf mehr als zwanzig Seiten entfaltet. Sie folgen keinem biographischen Verlauf, sondern gehorchen allein der kaleidoskopartigen Verarbeitung verschiedener Motive: die Mutter, Erinnerung und Heimat, der Glaube und die Sünde, der Duft, das Schreiben. Vielfältige Wahrnehmungen können auf engstem Raum zu einer Erkenntnis verdichtet erscheinen, wie beispielsweise beim existentiellen Nachsinnen in den „Dämmerungen eines einzigen Tages“ oder in der assoziativ-flüchtigen Skizze „Wintersonnenwende“, mit der ein Schlaglicht auf das Leben in der DDR, ihrem „Zwergeland“, geworfen wird.

Dementgegen nimmt ihre Auseinandersetzung mit der eigenen Familie in der Geschichte mit der vielsagenden Überschrift „Eine Wahlverwandtschaft“ einen vergleichsweise breiten Raum ein. Dabei weiß Helga Schubert – gewiss auch mit dem geschulten Blick einer Psychotherapeutin –, Wesentliches und Prägendes zu benennen: die Flucht aus Hinterpommern; den Tod des Vaters, den sie nicht hat wirklich kennenlernen dürfen, dem sie aber stets nachtrauern wird; vor allem aber jenes vergebliche Flehen um die Liebe einer Mutter, die zwar die Urenkelin umschwärmt, der eigenen Tochter jedoch zumeist brüsk und gefühllos begegnet und ihr zum wiederholten Male – auch noch auf dem Sterbebett – die eigenen vermeintlichen „Heldentaten“ vorhält:

*Erstens: Ich habe Dich nicht abgetrieben, obwohl dein Vater das wollte. Und für mich kamst du eigentlich auch unerwünscht. [Und dann nicht einmal ein Junge!] Wir haben deinetwegen im fünften Monat geheiratet. Zweitens: Ich habe dich bei der Flucht aus Hinterpommern bis zur Erschöpfung in einem dreirädrigen Kinderwagen im Treck bis Greifswald geschoben, und drittens: Ich habe dich nicht vergiftet oder erschossen, als die Russen in Greifswald einmarschierten.*

Solche Sätze haben das Kind verstört, aber die Tochter ist letztlich daran nicht zerbrochen, denn sie hat sich ihnen entgegenstellen und dazu eine Haltung einnehmen können – gerade so, wie Helga Schubert auch politisch auf ihre Weise stets Haltung gezeigt hat. Der Ton bezüglich ihrer Mutter oder anderer Widrigkeiten ihres Lebens ist niemals klagend, schon gar nicht anklagend. Ihre Worte sind klar und zielgenau, bisweilen von einer tiefen Sinnlichkeit geprägt. Hellsichtig schaut sie auf das Erlebte und auf Menschen, die ihr begegnet sind, sei es in einem an-

rührenden Gespräch, in dem sie sogar die Tränen nicht zurückzuhalten vermag, oder sei es in einem nur scheinbar beiläufigen Blickwechsel im Friseursalon.

Immer wieder spürt der Leser eine unverbrüchliche Liebe zum Menschen, die – in einer Formulierung von Ingeborg Bachmann – „mit dem ganzen Wesen auf ein Du gerichtet“ ist. Einerseits mag diese Liebe in der festen Gläubigkeit der Autorin verankert sein, die, anders als die Mutter, von Kind an der Kirche angehört und zu Zeiten der DDR als bekennende Protestantin auftrat (und aufgrund dessen während der Wende auf Vorschlag der Kirche hin zur Pressesprecherin des Runden Tisches berufen wurde). Ihre Texte sind durchzogen von Zitate aus der Bibel und dem christlichen Liedgut, sowie von Fragen wie beispielsweise zum Verständnis von Ostern oder dem vierten Gebot. Der Glaube ist ihr offensichtlich eine starke Orientierungshilfe. Von unschätzbarem Wert aber war und blieb bis heute jene bedingungslose verlässliche Liebe, die das Kind durch die Großmutter väterlicherseits erfahren durfte, an jenem „Sehnsuchtsort“ fern der Mutter, der zum Inbegriff von Geborgenheit wurde: die Sommerferien lang umsorgt und verwöhnt, geliebt, in einer Hängematte zwischen Apfelbäumen liegend, vom Wohlgeruch des frischen Hefekuchens umgeben. „So konnte ich alle Kälte überleben. Jeden Tag. Bis heute.“

Dieser literarisch höchst einfühlsame Einstieg und das resümierende, wesentliche Motivfäden nochmals bündelnde Schlusskapitel „Vom Aufstehen“ umrahmen den Erzählband, schlagen damit gleichsam einen Bogen von der Kindheit zum Lebensabend. Dort geht es um den stillen Moment zur Morgenstunde, im Bett – wie ehemals in der Hängematte – zu ruhen, noch für einen Moment die Gedanken und Erinnerungen schweifen zu lassen und die „zwei Minuten in dieser wohligen Wärme und in diesem Lavendelduft“ zu spüren, bevor sie, die in über achtzig Jahren gelernt hat, auszuhalten, sich zu versöhnen und Frieden zu finden, tatsächlich „aufsteht“ und sich erfüllt von einer tiefen Liebe zu „ihm“, dem nun zu pflegenden Lebensgefährten, wendet: „Ich drehe mich vom Fenster um, er breitet die Arme zu mir aus. Alles gut.“ – Eine Geschichte kann, wie Helga Schubert in einer ihrer Reflexionen äußert, auch „ein sanftes Ausschwingen“ haben.

st Ursula Enke



## „Nebekinder“ – Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

### Kriegsenkel geraten in den Schatten konfektionierter Literatur

Geschichte ist „in“, Filme und Serien mit historischen Themen boomen, und nicht zuletzt in der Literatur sind Werke mit biografisch-historischem Charakter seit einigen Jahren ein absoluter Trend. Vor allem Autorinnen veröffentlichen, inspiriert durch Erzählungen und Erinnerungen von Großeltern, Müttern, Tanten oder Bekannten, Romane, in denen sich die Komponenten Familie, Liebe, Schicksal mit realen Ereignissen mischen, unterlegt mit zeitgeschichtlich bedeutsamen Themen des 20. Jahrhunderts wie Nationalsozialismus, Krieg, Heimatverlust, Neuanfang in einem der beiden deutschen Staaten.

Eine „berührende Familiengeschichte“ über drei Generationen – so die Verlagswerbung – bietet auch Stefanie Gregg mit *Nebekinder* an, eine literarische Aufarbeitung der Fluchterlebnisse ihrer schlesischen Großmutter und deren Nachfahren. Mit der Titelwahl orientieren Gregg und der Aufbau-Verlag sich dabei an dem von Sabine Bode geprägten Begriff, welcher die psychologische Problematik der transgenerationalen Weitergabe von Traumata in der Folge von Krieg, Flucht und Vertreibung bezeichnet. In wechselnden Kapiteln erzählt der Roman von Käthe und Selma, die mit ihren Kindern im Januar 1945 Breslau verlassen und in Bayern neu anfangen müssen, sowie auf einer Gegenwartsebene von Käthes Tochter Anastasia und der Enkelin Lilith.

Die dreizehnjährige Anastasia, die sich in Bayern entscheidet, ihren Namen zu Ana zu verkürzen, ist es, die die Familie zusammenhält, während die Mutter depressiv-melancholische Züge entwickelt und in der Hoffnung, es könne alles wieder wie früher werden, erstarrt. Schon auf der Flucht mit der wohl letzten Möglichkeit, aus Breslau herauszukommen, übernimmt das Mädchen anstelle der Mutter Verantwortung. Die Problematik des Ankommens bzw. Angenommenseins in der neuen Heimat – für die Andreas Kossert den treffenden Ausdruck „kalte Heimat“ gefunden hat – vernachlässigt der Roman allerdings fast vollständig, auch wenn die Schlesier in der bayrischen Provinz schon wegen ihrer Sprache auffallen, wie überall Notquartiere beziehen müssen und kaum das Allernotwendigste zum Leben haben. Die wenigen, gelegentlich eingestreuten schlesischen Begriffe, die in der Restfamilie Verwendung finden, wirken geradezu unpassend und deplatziert, von echter Traditionspflege weit entfernt. Wenn die höhere Tochter Käthe aus Breslau bei aller Passivität und Verslossenheit plötzlich als Bayerin auftreten will und darauf besteht, dass die Töchter zum Katholizismus konvertieren, „um in Bayern angenommen zu werden“, erscheint dies doppelt unglaubwürdig, war doch das Festhalten an der vertrauten Konfession nach dem Verlust der Heimat in der Regel ein zentraler Aspekt von Verbundenheit, welcher sehr bewusst und ausdauernd gepflegt wurde.

Beinahe wie nebenher wird die Rückkehr des Vaters aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft erzählt; weder der durchaus schwieri-

ge Neubeginn als Familie, die Fronterfahrungen noch seine Tätigkeit als Richter in der NS-Zeit werden mit mehr als zwei, drei Sätzen thematisiert. Die Weigerung des Vaters, einen Prozess im strikt nationalsozialistischen Sinne zu entscheiden, führte seinerzeit zur Versetzung an die Front, jedoch nicht an die gefürchtete Ostfront, sondern nach Italien. In dieser rückblickend erzählten Szene findet die einzige direkte Begegnung mit Gedankengut des „Dritten Reiches“ statt, auffallend in ihrer relativen Harmlosigkeit. Andere, das Leben, Denken und Fühlen der Menschen im Nationalsozialismus prägende Elemente wie die zahlreichen Vorgaben und Anordnungen der Partei, die allgegenwärtige Propaganda und Kontrolle, später die kriegsbedingten Einschränkungen und Gefahren, dann der pädagogisch-pragmatisch durch die Besatzungsmächte bestimmte Nachkriegsalltag werden in wenigen dürren Sätzen abgehandelt oder überhaupt nicht einbezogen. Ebenso sind die Währungsreform und ihre Folgen für die Bevölkerung der Autorin kaum eine Notiz wert. Bemerkenswert nebensächlich bleibt die Rolle des Vaters weiterhin, lediglich als Verdiener ist er von Bedeutung. Seine Verarbeitungsstrategien des erlebten Grauens werden kaum angedeutet, spielen für Frau und Töchter offenbar keine wirkliche Rolle. Nur die weiblichen Mitglieder der Familie erscheinen wichtig und entscheidend.

Schweigen und Tabus bestimmen das Aufwachsen von Ana, wie Anastasia sich jetzt nennt, und ihrer Schwester, doch erst als Erwachsene, die der eigenen Tochter einen Blick in die lange sorgsam verborgene Familienvergangenheit ermöglicht, kann sie dies erkennen und ausdrücken. Mit den Erfahrungen von Verslossenheit und emotionaler Kälte steht sie stellvertretend für die Generation der Kriegskinder, für eine Generation, die früh Verantwortung übernehmen musste und nicht Kind sein durfte. Manches wurde erahnt, aber vieles blieb unverständlich, denn es wurde nichts erklärt, nichts gesagt. Fragen wurden nicht beantwortet, bis keine mehr gestellt wurden. Unerfüllte Wünsche und geänderte Lebenspläne wurden als persönliches Schicksal interpretiert, über das man sich nicht austauschte, so dass nichts verarbeitet, sondern im Innern verschlossen wurde – und dort weiterwirkte.

Diese Lebenshypothek als Folge der Erziehung durch das Kriegskind Ana, das sich keine Emotionen erlaubte, nur funktionierte, ihrem Kind nicht sagte, wie wichtig es ihr sei, es nie in den Arm nahm, spürt die Tochter Lilith, die das „Gefühl, nie von einer Mutter geliebt worden zu sein“, hat und die „Furcht, nie wie eine Mutter lieben zu können“, entwickelt. Wenn sie auf einer Breslau-Reise mit ihrer Mutter er-



Stefanie Gregg

**Nebekinder**

Berlin: Aufbau, 2020

400 S., geb., € 12,-

ISBN 978-3-746-63592-7

kennt, dass sie nicht anders handeln und reden konnte, ist dies einer der konkreten und sachlich angemessenen Bezüge des Romans zur titelgebenden, transgenerationalen Traumabewältigung. „Nichts sollte bei den Frauen ihrer Familie wohl so sein, wie sie es sich gewünscht hätten. Vielleicht wünschten sie es sich eben immer zu viel“, bilanziert Käthes Enkelin. Mit dem Drang nach Perfektion, nach Sicherheit, zugleich innerlich ruhelos, von unbegreiflicher Traurigkeit, wie ein schwarzer Schleier, mit der Unfähigkeit, so fröhlich und unbedarft zu sein wie Gleichaltrige und dem Gefühl, nicht dazuzugehören – nie dazuzugehören – und Auswirkungen bis in die Partnerwahl symbolisiert Lilith die Kriegsenkel, die sich erstmals mit der Vergangenheit und ihren Belastungen auseinanderzusetzen wagen.

*Es war nicht ihre eigene Schuld, dass sie so oft an sich selbst zweifelte, dass sie selbst nicht wusste, warum sie in all ihren guten äußeren Umständen nicht wirklich glücklich sein konnte. Warum sie so oft an gläserne Wände gestoßen war. Warum sie ein Leben lang Sammlerin der Augenblicke gewesen war. Weil sie die Bruchstücke der vorherigen Generation nicht zusammenfügen konnte, weil die Auslassungen zu groß waren, weil die unerträglichen Schmerzen von Krieg und Flucht nicht mit dem Ende des Krieges aufgehört hatten. Sie wirkten weiter, in der Kriegsgeneration, in den Kriegskindern und auch in den Kriegsenkeln. Aber es war auch nicht die Schuld der Elterngeneration. Sie hatten zu viel erlebt. Auch und gerade die kleinen Kinder, die all die unerträglichen Erlebnisse erleben mussten. Ohne sie überhaupt zu verstehen, die Zusammenhänge zu sehen, ohne eine Chance, sie zu reflektieren. Sie waren Objekte des Krieges. Objekte der Zeit.*

Diese abschließenden Sätze, die so oder ähnlich formuliert bereits vielfach zu lesen gewesen sind, markieren zugleich die stärksten Abschnitte des Buches.

Stefanie Gregg gelingt es – vor allem bei Käthe und Ana – nicht, ihre Protagonistinnen überzeugend darzustellen, sie so zu zeichnen, dass sie den Leserinnen und Lesern vertraut würden. Die schematischen, teilweise klischeehaften Beschreibungen, hölzern wirkende Dialoge mit unpassendem Sprachgebrauch (wie das heute inflationär verwendete „Alles wird gut“, das schwerlich eine Dreizehnjährige des Jahres 1945 ihrer Mutter gesagt haben dürfte), der beinahe völlige Verzicht auf individuelle Besonderheiten und keinerlei herausgehobene Darstellung krisenhafter Vorgänge vermögen keine Empathie zu fördern. Selbst extreme Situationen wie Vergewaltigungen, das massenhafte Sterben während der Flucht oder der angebliche „Widerstand“ des Großvaters werden episodenhaft-harmlos erzählt. Sollte Gregg damit die Distanziertheit und Verlorenheit der Welt ihrer Charaktere ausdrücken wollen, müsste sie andere Wege finden, ihre Leser in die Geschichte hineinzunehmen. Solche Zugänge sind im Text nur in geringen Ansätzen erkennbar.

Die mangelnde Einbindung in historische Ereignisse und Gegebenheiten trägt ebenfalls dazu bei, dass der Roman über Strecken „flach“ und wenig aussagekräftig wirkt. Zudem erscheint die Verknüpfung der Themen Flucht und Vertreibung, Heimatverlust, Neuanfang und Traumatisierung mit einer durch eine Dreiecksbeziehung und Eifersucht

## „SIE WAREN OBJEKTE DES KRIEGES. OBJEKTE DER ZEIT.“

bestimmten Gegenwartsentscheidung, wie Lilith sie bewältigen muss, wenig gelungen, vielmehr stark konstruiert. Der Roman wird der Tiefe der Thematik nicht gerecht, bleibt an der Oberfläche.

Die Absicht, Teile der eigenen Familiengeschichte literarisch aufzuarbeiten und einem breiteren Publikum darzubieten, zugleich zeitgeschichtlich bedeutsame Fragen aufzugreifen, wird seit einigen Jahren in vielfacher Ausprägung von Gegenwartsautoren und -autorinnen umgesetzt, als Roman wie als Sachbuch. Vor allem in der Belletristik ist dabei ein Trend festzustellen, dem auch Stefanie Gregg folgt: Das Buch soll leicht lesbar sein, mit überschaubarem Personal, die Komponenten Familie, Liebe, Schicksal gefällig gemixt, einzelne Episoden mit mehr oder weniger ausführlich geschildertem historischen Bezug reihend, dazu ein eingängiger Titel und nicht zuletzt eine emotional-historisierende Cover-Gestaltung, die jedoch keine Verbindung zu den Charakteren des Romans herstellt, sondern eine Art zeitgeschichtliches Flair zu vermitteln sucht. Neben „starken“ Frauenfiguren, wie sie auch Gregg mit Anastasia und Lilith wählt, „verschwinden“ die Männer, wenn sie denn überhaupt vorkommen. Dieses Muster entspricht vermeintlich der historischen Realität der Kriegs- und Nachkriegszeit, in der Frauen die Plätze der an der Front und in Gefangenschaft befindlichen Männer übernehmen mussten, markiert aber häufig eine einseitige, feministisch anmutende Weltsicht und bildet die Diversität von Gegenwandsdiskussionen in keiner Weise ab. Berufstätig zu sein, Geld zu verdienen, kreative Lösungen für Probleme zu finden und Verantwortung für Kinder zu übernehmen, sind meist die Kriterien, denen die Protagonistinnen der Romane folgen, während Fragen persönlicher und intellektueller Entwicklung, gleichberechtigter Partnerschaft oder gesellschaftlicher Teilhabe weit weniger Gewicht erhalten. Auch die geradezu erschreckende politische Unbedarftheit vieler Heldinnen fällt auf. Bei einzelnen Gegenbeispielen, wie sie mit der Teilnahme an Studentenprotesten der 1968er oder der Hofgartendemonstration 1983 in Bonn beschrieben werden, bleibt das politisch-gesellschaftliche Engagement auf eine Art Event-Charakter beschränkt und ist weder nachhaltig noch überzeugend. Selbst renommierte Verlage, wie in diesem Fall der Aufbau-Verlag, die lange Zeit für hohe literarische Qualität standen, erliegen inzwischen anscheinend der Versuchung, inhaltlich wie handwerklich austauschbare Massenware auf den Markt zu bringen, die raschen und sicheren Umsatz verspricht. Via Internet werden mit Blogs von Autorinnen und Leserinnen die Bekanntheit und positive Einschätzung vieler Titel unterstützt, wobei nicht selten kritische Stimmen entweder nicht zu finden sind oder die absolute Minderheit darstellen.

Selbstverständlich haben unterschiedliche Formen von Literatur ihre Berechtigung, doch viele Leserinnen und Leser wollen sich nicht nur vordergründig „unterhalten“ lassen – sie möchten auch berührt werden von einer (Familien-)Geschichte, sich einfinden in die Welt, die ihnen auf den Buchseiten eröffnet wird. Im besten Fall lernen sie Neues kennen, werden zur Reflexion angeregt und nehmen Anregungen mit. Stefanie Gregg kann, zumal sie dem gewählten Thema keine erkennbar neuen Aspekte hinzufügt, solche Ansprüche mit *Nebelkinder* nicht einlösen.

st Annegret Schröder

# Mehr als nur Symbolpolitik

**Das Verhältnis der polnischen Regierungspolitik – und ihrer Anhänger in der Zivilgesellschaft – zu Minderheiten jeglicher Couleur ist bekanntermaßen angespannt. Neben nationalen Minoritäten wie der deutschen Volksgruppe trifft dies insbesondere auch auf sexuelle Minderheiten zu. Klaus Bachmann, Professor für Sozialwissenschaften an der SWPS Universität in Warschau, spricht im Interview über die jüngste Initiative „LGTB-freier Zonen“ und ordnet die Lage der LGBT-Community in die Gesamtsituation von Minderheiten in der Republik Polen ein.**

*Herr Professor Bachmann, eine wachsende Zahl polnischer Gebietskörperschaften hat sich in den vergangenen Jahren zu „LGBT-freien Zonen“ erklärt. Was ist hierunter zu verstehen?*

Formell betrachtet handelt es sich dabei um reine Symbolpolitik. Die entsprechenden Resolutionen erklärten das Gemeindegebiet zu „Gebieten, die frei sind von LGTB-Ideologie“. LGTB-Aktivist\*innen haben daraufhin Tafeln an den Ortsschildern aufgehängt, auf denen „LGTB-freie Zone“ stand, diese fotografiert und im Internet veröffentlicht, was dann – wegen der offensichtlichen und absehbaren Assoziationen mit dem Antisemitismus im „Dritten Reich“ und der Rassensegregation in den USA und in Südafrika unter dem Apartheidsregime – zu einer Flut von Protesten führte. In der Folge haben die ausländischen Partnergemeinden dieser polnischen Gebietskörperschaften dann ihre Partnerschaftsverträge gekündigt, und die EU-Kommission hat diesen Gebietskörperschaften Mittel gekürzt. In einigen Fällen wurden die zugrundeliegenden Resolutionen von Gerichten für nichtig erklärt.

Ihre Verteidiger pflegen gerne zu behaupten, dass „frei von LGTB-Ideologie“ nicht das gleiche sei wie „LGTB-frei“, aber genau so wurde es verstanden, und sie haben vor der Ortstafelaktion auch wirklich nicht viel getan um klarzustellen, dass sich ihre Worte gegen eine Ideologie (die sie selbst nicht imstande sind zu definieren) und nicht gegen konkrete Menschen richten. Ich vermute, wenn irgendwo in Westeuropa jemand auf die Idee käme, dort „Gebiete frei von polnischer Ideologie“ zu deklarieren, würden die Einwohner diesen feinen Unterschied auch nicht bemerken und natürlich, wie jeder vernünftige Mensch, davon ausgehen, dass es sich dabei um einen Versuch handelt, Polen zu diskriminieren.

*In welchem Maße sind die „LGBT-freien Zonen“ symptomatisch für die Lage sexueller Minderheiten in Polen insgesamt?*

Sie sind vor allem symptomatisch für den Irrglauben der Regierungspartei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), dass man die eigenen Wähler nur mobilisieren und Wahlen nur dann gewinnen kann, wenn man der Gesellschaft einen Feind präsentiert, gegen den man dann pathetische Symbolpolitik machen kann. Seit Jahren wächst die gesellschaftliche Akzeptanz für Homosexuelle und gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Polen wird toleranter, und paradoxerweise hat die Politik der PiS diese Entwicklung sogar beschleunigt. Natürlich herrschen in Polen nicht Verhältnisse wie in den Niederlanden: dieser Zuwachs an Toleranz erwächst von einer relativ niedrigen Basis aus, aber alle Versuche der letzten fünf Jahre, die Staatsmacht und staatliche Mittel dafür einzusetzen, diesen Wertewandel aufzuhalten oder zurückzudrehen, sind bisher gescheitert. Noch nie waren so viele Polen gegen die Diskriminierung von sexuellen Minderheiten.

Das heißt natürlich nicht, dass es Menschen, die sich offen zu ihrem Anderssein bekennen, gut geht. Sie werden weiterhin auf der rechtlichen und institutionellen Ebene massiv diskriminiert. Polen erkennt keine im Ausland geschlossenen gleichgeschlechtlichen Ehen an, Polen lässt seine Waisen lieber in Waisenheimen vor sich hin vegetieren, als sie durch gleichgeschlechtliche Paare adoptieren zu lassen, und während der Pandemie-bedingten Grenzsicherungen durften zwar Hetero-Paare aus dem Ausland zu ihren in Polen lebenden Partnern, während homosexuelle Partner an der Grenze abgewiesen wurden. Bisher gibt es in Polen auch noch nicht einmal die Möglichkeit eines „Pacte Civil“, wie er schon 1999 in Frankreich eingeführt wurde als Möglichkeit, dass zwei



gleichgeschlechtliche Partner ihre Beziehung zivilrechtlich und unterhalb der Ebene einer Ehe regeln. Gleichzeitig nimmt die Zahl der Patchwork-Familien ständig zu und in vielen Fällen erziehen gleichgeschlechtliche Paare bereits gemeinsam Kinder, die sie zum Beispiel aus früheren Partnerschaften mitgebracht haben.

*Betrachtet man eine Karte der Republik Polen, wird deutlich, dass sich entsprechende Zonen vornehmlich im Südosten, hingegen kaum im Norden und Westen finden. Welche Ursachen und Hintergründe dieser Schwerpunktbildung lassen sich ausmachen?*

Toleranz für sexuelle Minderheiten ist eine Sache der großen Zentren, weniger des flachen Landes. Diese Resolutionen wurden vor allem von Gemeinderäten der PiS forciert, die damit ihrer Parteiführung ihre Linientreue demonstrieren wollten, und der Südosten ist traditionell eine Bastion dieser Partei. Deshalb kommen die meisten Resolutionen aus dem Südosten.

*Die politische Rechte in Polen betont stets die gesellschaftliche Dominanz nationaler – polnischer – und konfessioneller – katholischer – Identitätsmarker. Angehörige religiöser und ethnischer Minderheiten beklagen komplementär hierzu immer wieder Diskriminierungen. In welcher Beziehung steht die Lage dieser zu derjenigen anderer, wie eben sexueller, Minderheiten?*

Das ist generell eine Frage der Toleranz und der Art und Weise, wie man die eigene Gemeinschaft definiert. Man kann das sehr gut in Umfragen sehen: die gleichen Gruppen, die in den 1990er Jahren in Umfragen antisemitische Haltungen äußerten, zeigten später, nach den islamistischen Anschlägen in den USA, eine ähnliche Abneigung gegenüber Muslimen und nach 2015 eine Abneigung gegen Flüchtlinge. Auch hier laufen gesellschaftliche Akzeptanz und Regierungspolitik auseinander: In den Meinungsumfragen steigt die Akzeptanz für die Aufnahme von Flüchtlingen, die Ablehnung von Antisemitismus und die Offenheit gegenüber religiösen und ethnischen Minderheiten (es gibt ja auch so gut wie keine derartigen Konflikte in Polen), aber die Regierung hofiert Rechtsradikale, Antisemiten und unterstützt nationalistische und fremdenfeindliche Bewegungen und Vereine.

*Die Lage sexueller Minderheiten in Polen ruft in Deutschland wie der Europäischen Union deutliche Kritik und Reaktionen hervor. Wie werden sie in Warschau aufgefasst und welche Bedeutung kommt diesem Dissens für das – aktuelle wie künftige – Verhältnis zwischen Polen und den westlichen EU-Mitgliedsstaaten zu?*

Nach meinem Eindruck hat nichts der polnischen Regierung – und vermutlich auch dem Lande als solchem – so sehr geschadet wie diese Anti-LGTB-Propaganda. Die Regierenden in Warschau haben wohl geglaubt, sie könnten auf diese Art und Weise Wahlkampf machen, ohne dass „das Ausland“ das merkt, aber das ist schiefgelaufen, denn in den westeuropäischen Hauptstädten gibt es zu viele Politiker, die selbst offen homosexuell sind und diese Politik als persönlichen Affront ansahen. In Westeuropa kann man Karriere machen und Wählerstimmen gewinnen mit islamfeindlicher, antiamerikanischer, rassistischer Propaganda, aber Menschen wegen

ihrer sexuellen Orientierung anzugreifen, ist ein No-Go. Schließlich gibt es die hiervon Betroffenen inzwischen sogar in den am wenigsten toleranten rechtspopulistischen Parteien. Die niederländischen Rechtspopulisten haben schon vor 20 Jahre den Islam wegen dessen Diskriminierung von Homosexuellen angegriffen. In Deutschland wettern AfD und PEGIDA gegen Muslime, aber dass Alice Weidel in einer homosexuellen Partnerschaft lebt, ist kein Problem. Als Präsident Andrzej Duda in seinem Wahlkampf behauptete, LGTB, das seien keine Menschen sondern eine Ideologie, da hat er kaum damit gerechnet, dass ihn das nicht nur seinen Amtskollegen in Berlin, Paris und Wien entfremdet, sondern auch den rechtspopulistischen Parteien in Westeuropa – die ja sonst die natürlichen Bündnispartner für PiS sind – und dass es sogar bei Donald Trump Stirnrunzeln ausgelöst hat.

st Die Fragen stellte Tilman Asmus Fischer.

## Verstehen heißt nicht billigen

Rüdiger von Fritsch blickt auf seine Amtszeit als deutscher Botschafter in Moskau zurück

Bereits im Oktober 2020 sind im Aufbau-Verlag unter dem Titel *Russlands Weg. Als Botschafter in Moskau* die Erinnerungen Rüdiger von Fritschs an seine Tätigkeit als deutscher Botschafter in Moskau erschienen. In politisch unruhiger Zeit bekleidete von Fritsch dieses Amt von März 2014 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand im Juni 2019.

Zugegeben – das Wort „Erinnerungen“ greift ein wenig zu kurz. Von Fritsch erklärt und berichtet nicht bloß. *Russlands Weg* ist daher viel mehr als die schlichte Aneinanderreihung von in über fünf Jahren persönlich Erlebtem. Das Buch bietet die Einordnung und Kontextualisierung des persönlich Erlebten, ist die Analyse des persönlich Erlebten und dessen kritische Beurteilung – ist vor diesem Hintergrund endlich die kausale Herleitung russischen und deutschen außenpolitischen Denkens und Handelns. Was von Fritsch erreichen will: dass Russen und Deutsche einander verstehen lernen, gar nicht einmal besser, sondern überhaupt wieder. Dies schließlich ist das zentrale Anliegen des früheren Botschafters in und mit *Russlands Weg*.

Verstehen, so viel es von Fritsch auch bedeutet, bedeutet keineswegs jedoch alles. „Verstehen heißt nicht billigen“, legt er im Vorwort seine eigene Überzeugung dar, „aber den anderen zu verstehen und seine Motive zu begreifen – das ist die Voraussetzung erfolgreichen Handelns“. Der Leser spürt schnell, dass von Fritsch diese Überzeugung ein Imperativ ist, ein Imperativ, der ihn schon als Botschafter in Moskau leitete und der ihn nun in seinen Ausführungen leitet. Gerade das macht die Lektüre von *Russlands Weg* so interessant und, mit Blick auf die außenpolitischen Motive Russlands, so erhellend.

Denn außenpolitische Motive sind komplex. Sie begründen immer zwar konkretes Handeln, setzen sich jedoch aus Elementen zusammen, die nie ausschließlich nur anlassbezogen sind: wie international anerkannte Werte und Regeln zum Beispiel, wie auch strategische Grundsätze, wie aber auch Gefühle und besondere geschichtliche Ereignisse,

derer sich das jeweilige kollektive Gedächtnis einer Nation stets erinnern wird. Ein außenpolitisches Motiv zu erkennen und wirklich zu begreifen, ist allein darum bereits sehr mühevoll. Noch mühevoller ist es, wenn es sich um die außenpolitischen Motive eines Staates wie Russland handelt, das es schätzt, als „Rätsel“ wahrgenommen zu werden, und das sich vor allem von Interessen leiten lässt – und in dem eine präsidialabsolutistische Herrschaftsstruktur dazu führt, dass die außenpolitischen Motive des Staates zunehmend identisch sind mit den individuellen des Präsidenten.

Von Fritsch jedoch zeigt sich mit den Motiven Russlands vertraut und sich der Interessen, Gefühle, Erinnerungen sowie individuellen Überzeugungen, aus denen die Motive sich zusammensetzen, bewusst. Dem Leser erklärt er sie unvoreingenommen. Das beginnt schon mit dem Aufbau von *Russlands Weg* selbst. Da geht den Erinnerungen an seine Tätigkeit in Moskau ein Prolog voraus, in dem von Fritsch



Rüdiger von Fritsch

**Russlands Weg. Als Botschafter in Moskau**

Berlin: Aufbau, 2020

349 S., geb., € 22,-

ISBN 978-3-351-03814-4

sehr persönlich von seiner großen Zuneigung zu Russland und der russischen Kultur spricht, die bereits in der baltendeutschen Herkunft seiner Mutter und ihrer Familie wurzelt. Dieser Prolog erfüllt eine Aufgabe: Die Vermittlung des Gefühls „duschewno“, das von Fritsch mit „seelenvoll, menschlich, herzlich“ übersetzt und über das er schreibt: „So ruppig es manchmal zugeht – wenn man dieses Gefühl, dieses Bedürfnis, nicht respektiert, ihm keinen Platz einräumt, ist es schwer in Russland.“

Einmal herbeigeführt, geht es aber ans Eingemachte. So auch in *Russlands Weg* nach dem Prolog. Dann nämlich berichtet von Fritsch über jene Ereignisse, die seine Tätigkeit in Moskau von Beginn an prägen und die zwischenstaatlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland grundlegend verändern sollten: die russische Annexion der

Krim, der bewaffnete Konflikt im Donbas sowie die militärische Intervention Russlands im syrischen Bürgerkrieg.

Der Eskalationsverlauf dieser Ereignisse ist bekannt, ihre Auswirkungen sind es auch. Weniger deutlich erscheinen hingegen die Motive Russlands, die erklären, warum es diese Ereignisse überhaupt provozierte. Gerade deshalb sind von Fritschs Ausführungen darüber sehr lesenswert, überrascht es doch, wie sehr sich die jeweiligen Motive gleichen, obwohl die Konflikte selbst so unterschiedlich sind. Immer stärker nämlich prägen Gefühle die außenpolitischen Motive Russlands, insbesondere solche, die sich aus der Erinnerung an den raschen Zerfall der Sowjetunion und ihre einstige Stärke speisen. Zu ihnen zählt von Fritsch das Empfinden von Bedrängung, Empörung, Verletzung, Verlust und Demütigung

einerseits, sowie Stolz, Stärke und das Streben nach Respekt andererseits. Diese Gefühle, erklärt er, „dominieren das Denken der russischen Führung mitunter stärker, als man es sich im Westen vorzustellen vermag.“ Und sie erschweren es, außenpolitische Kompromisse mit anderen Staaten einzugehen, lassen sie als einzige politische Erfolgskriterien doch nur „Sieg oder Niederlage“ zu.

Diese wenigen Beispiele allein verdeutlichen bereits, wie mühevoll es geworden ist, den anderen zu verstehen und seine Motive wirklich zu begreifen. Sie verdeutlichen, wie komplex Außenpolitik geworden ist und wie herausfordernd die internationale Kooperation. Wer Russland verstehen will, dem sei *Russlands Weg. Als Botschafter in Moskau* von Rüdiger von Fritsch daher sehr ans Herz gelegt. st Hauke Hansen

## Fabritius wieder Mitglied von Bundestag und Parlamentarischer Versammlung des Europarates



BdV/DW – Der Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV), Dr. Bernd Fabritius, ist als Abgeordneter der Christlich-Sozialen Union in Bayern (CSU) in den Deutschen Bundestag nachgerückt. Am Abend des 22. März unterzeichnete er beim bayerischen Landeswahlleiter die Annahme des Mandats. Fabritius gehörte dem Bundestag

bereits in der letzten Legislaturperiode an. „Ich freue mich sehr, in der verbleibenden Wahlperiode gerade an solchen Projekten mitzuwirken, bei denen das Ziel in Sicht, aber noch nicht erreicht ist. Auch aus der Perspektive des BdV gibt es einige offene Baustellen, für deren Fertigstellung ich meinen Beitrag im Sinne gegebener Wahlversprechen leisten möchte“, erklärte Dr. Fabritius und bezog sich damit u.a. auf die Verbesserung der Alterssituation von Spätaussiedlern. Als eine seiner ersten „Amtshandlungen“ trat er erneut der Gruppe der Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten der CDU/CSU-Bundestagsfraktion bei.

Der Einsatz für deutsche Heimatvertriebene, für Aussiedler und Spätaussiedler, für angestammte ethnische Minderheiten in Deutschland und deutsche Minderheiten in den Nachbarländern und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion wird also auch in der Funktion als Bundestagsabgeordneter ein wichtiger Arbeitsschwerpunkt für Fabritius bleiben. Dementsprechend werde er sein Amt als Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, das er seit April 2018 ausübt, „mit viel Elan und Herzblut auch als Abgeordneter fortsetzen“, so Fabritius.

Nicht einen Monat später, am 15. April, wurde der nachgerückte Bundestagsabgeordnete erneut als Vertreter Deutschlands in die Parlamentarische Versammlung des Europarates entsandt. Dazu erklärte er: „Der

Europarat, dem ich bereits von 2013 bis 2017 angehörte, ist nach wie vor das maßgebliche Gremium für den europaweiten Schutz etwa der Menschenrechte, der nationalen Minderheiten sowie für den Erhalt von Regional- und Minderheitensprachen. All diese Themen sind auch für den Bund der Vertriebenen wichtig, der sich als moderne Menschenrechtsorganisation der grenzüberschreitenden Verständigung sowie einem positiv verstandenen Recht auf die Heimat verschrieben hat. Daher freue ich mich sehr, dass ich nunmehr erneut in diesem Gremium aus 47 Mitgliedsstaaten für Rechtsstaatlichkeit und Minderheitenrechte eintreten kann.“

## Letzte Geistliche aus Ostmitteleuropa scheiden aus Leitungsfunktionen



DW – In den christlichen Kirchen im deutschsprachigen Raum geht eine Ära zu Ende: In diesem Jahr scheiden die beiden mutmaßlich letzten leitenden Geistlichen, die noch als Angehörige deutscher Volksgruppen in Ostmitteleuropa geboren wurden, aus ihren Ämtern aus: Bereits am 20. März 2021 trat Manfred Rekowski nach achtjähriger Amts-

zeit als Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland in den Ruhestand. Der evangelische Theologe war 1958 im ostpreußischen Moythienen (pl. Mojtyny), Kreis Ortelsburg, geboren worden und siedelte als Fünfjähriger mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland aus.

Zugleich verdichten sich die Spekulationen über eine baldige Nachfolge für den Wiener Erzbischof Christoph Kardinal Schönborn OP. Der Geistliche des Dominikanerordens war 1945 auf dem seiner gräflichen Familie gehörenden Schloss Skalken (Kreis Leitmeritz) in Böhmen geboren worden. Bereits 2019 hatte er – römischem Kirchenrecht entsprechend – Papst Franziskus seinen Amtsverzicht mit Erreichen des 75. Lebensjahres zum 22. Januar 2020 angeboten, was dieser jedoch nicht annahm. Nun weisen mehrere Medienberichte auf eine Nachfolgersuche durch die päpstliche Nuntiatur in Österreich hin.



Andreas Kossert

## Flucht – Eine Menschheitsgeschichte

München: Siedler, 2020; 432 S. mit 55 s/w Abbildungen, geb., € 25,00 – ISBN 978-3-8275-0091-5

Der Autor stellt die Flüchtlingsbewegung des frühen 21. Jahrhunderts in einen übergreifenden historischen Zusammenhang. Er zeigt an konkreten Einzelschicksalen, welche existenziellen Erfahrungen von Entwurzelung und Anfeindung mit dem Verlust der Heimat einhergehen und warum es für Flüchtlinge und Vertriebene zu allen Zeiten so schwer

ist, in der Fremde neue Wurzeln zu schlagen. Ob sie aus Ostpreußen, Syrien oder Indien flohen: Flüchtlinge sind Akteure der Weltgeschichte, denen hier eine Stimme verliehen wird. – *Flucht* wurde für den Deutschen Sachbuchpreis 2021 nominiert und sowohl mit dem NDR Kultur Sachbuchpreis 2020 als auch mit dem Preis für „Das politische Buch“ 2021 der Friedrich-Ebert-Stiftung ausgezeichnet.



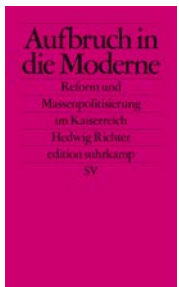
Oliver F. R. Hardt

## Bismarcks ewiger Bund. Eine neue Geschichte des Deutschen Kaiserreichs

Darmstadt: wbv/Theiss, 2020; 944 S. mit 48 s/w Abbildungen, 16 Graphen und einer Karte, geb., € 40,00 – ISBN 978-3-8062-4179-2

Der Autor geht der Frage nach, wie sich unter preußischer Führerschaft und ohne Zentralregierung aus einem losen Bund von 22 Fürstenstaaten und drei Hansestädten ein straff zentralisierter Staat entwickeln konnte, der wirtschaftlich und militärisch so schlagkräftig wie keine andere europäische Macht dieser Zeit war. Besondere Beachtung

finden in diesem Kontext die Struktur und Leistungsfähigkeit von Bismarcks Bündnissystem. Oliver Hardt, der in dieser umfassenden Studie einen Bogen zwischen den Teildisziplinen der Rechts- und Politikgeschichte schlägt, analysiert den ersten deutschen Nationalstaat von dessen Gründung über den Verfall bis zu seinen Spuren in der gegenwärtigen europäischen Politik.



Hedwig Richter

## Aufbruch in die Moderne – Reform und Massenpolitisierung im Kaiserreich

Berlin: Suhrkamp, 2021; 175 S., brosch., € 16,00 (edition suhrkamp 2762) – ISBN 978-3-518-12762-9

Das Kaiserreich gilt häufig als Hort der Obrigkeitshörigkeit, des Chauvinismus und des Militarismus. Die Autorin betont, dass es zugleich eine Zeit des Aufbruchs in die moderne Massendemokratie war. Es hatte eine kluge Verfassung, ambitionierte

Reformen wurden auf den Weg gebracht, einer der größten Umbrüche überhaupt nahm entscheidend an Fahrt auf: die Frauenemanzipation. In ihrer neuen Monographie zeigt Hedwig Richter, dass wir das 20. Jahrhundert mit seinen Extremen besser einordnen können, wenn wir die Reformzeit um 1900 in ihrer Komplexität begreifen.



Michael Rothberg

## Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung

Aus dem Amerikanischen von Max Henninger; Berlin: Metropolis, 2021; 404 S., kart., € 26,00 – ISBN 978-3-86331-558-0

Die im amerikanischen Original schon 2009 erschienene Monographie von Michael Rothberg liegt nun auch in deutscher Übersetzung vor – und hat sogleich an der Oberfläche Diskussionen darüber ausgelöst, ob hier nicht neuerlich die Sonderstellung der Shoah im Gesamfeld der Erinnerungskultur in Zweifel gezogen würde. Bei einer eingehenderen Lektüre zeigt sich allerdings, dass

der Autor auf differenzierte Weise nach Ansätzen sucht, durch die sich Opferkonkurrenz und Aufmerksamkeitskonflikte gerade vermeiden lassen. Vielmehr rücken Analogiebildungen, Querverweise und Vergleiche in den Fokus. Dadurch wird die Erinnerung an spezifische historische Ereignisse verstärkt und die Besonderheit der jeweiligen Gewaltgeschichten und Herrschaftsverhältnisse keineswegs infrage gestellt.



Susanne Abel

## Stay away from Gretchen: Eine unmögliche Liebe

Roman – München: dtv, 2021; 528 S., geb., € 20,00 € – ISBN 978-3-423-28259-8

Der bekannte Kölner Nachrichtenmoderator Tom Monderath macht sich Sorgen um seine 84-jährige Mutter Greta, die immer mehr vergisst. Was anfangs ärgerlich für sein scheinbar so perfektes Leben ist, wird unerwartet zu einem Geschenk. Nach und nach erzählt Greta aus ihrem Leben – von ihrer Kindheit in Ostpreußen, der

Flucht vor den russischen Soldaten im eisigen Winter, der Sehnsucht nach dem verschollenen Vater und ihren Erfolgen auf dem Schwarzmarkt in Heidelberg. Als Tom jedoch auf das Foto eines kleinen Mädchens mit dunkler Haut stößt, verstummt Greta. Zum ersten Mal beginnt Tom, sich eingehender mit der Vergangenheit seiner Mutter zu befassen. Nicht nur, um endlich ihre Traurigkeit zu verstehen. Es geht auch um sein eigenes Glück.

# Impressum

**Herausgeber und Verlag:** Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende  
Ulrich Bonk (v.i.S.d.P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

**Sparkasse Münsterland Ost, Münster:**

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51  
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung  
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld  
(sekretariat@der-westpreusse.de)

**Redaktion:**

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /  
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /  
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /  
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;  
Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /

Text- und Bildredaktion

**Korrespondentinnen und Korrespondenten:**

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń) für  
Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)  
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

**Verlags- und Redaktionsadresse:**

Der Westpreuße  
Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck  
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61  
sekretariat@der-westpreusse.de  
www.der-westpreusse.de

**E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:**  
leserpost@der-westpreusse.de

**Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:**  
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

**Herstellung:** WIRmachenDRUCK GmbH  
Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

**Auflage:** 1.000 Exemplare

**Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen  
Kulturregion** erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September  
und Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich  
€ 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 40,-. Für Privatper-  
sonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich  
60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Landsmann-  
schaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden  
Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 36,-  
bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatpersonen in Polen  
gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von  
jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der  
Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur  
Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei  
Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine Ansprüche  
gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel  
geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages oder der  
Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. –  
Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

# Autorinnen und Autoren

**Gabriele Engelbert** – Studium der Geographie, Holzbiologie und  
Volkswirtschaft in Hamburg mit Abschluss als Diplom-Geographin.  
Hauptberuflich Familienmanagerin, nebenbei seit 26 Jahren jour-  
nalistische Tätigkeiten; Veröffentlichungen von zahlreichen Kurz-  
geschichten, Lyrik und acht Einzeltiteln, darunter (im Husum-Verlag  
bzw. Rautenberg Verlag) drei Büchern über Ostpreußen.

**Hauke Hansen** studierte Volkswirtschaftslehre in Hamburg und Gene-  
ral Management in Bad Honnef. In Berlin war er zuletzt tätig als Refe-  
rent in einem großen Verband. Er ist Mitglied der Deutschen Gesell-  
schaft für Auswärtige Politik (DGAP).

**Dr. Magdalena Lemańczyk** – Soziologin; Assistenzprofessorin am  
Institut für Politische Studien der Polnischen Akademie der Wissen-  
schaften in Warschau; Mitglied des Kaschubischen Institutes in  
Danzig. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migrationssoziologie,  
Minderheitenfragen sowie qualitative Sozialforschung. Ab 2021 Chef-  
redakteurin der Fachzeitschrift *Language, Discourse & Society*, heraus-  
gegeben vom Forschungsausschuss LANGUAGE & SOCIETY der Inter-  
national Sociological Association.

**Dr. Oliwia Murawska** ist Senior Lecturer am Institut für Geschichts-  
wissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Inns-  
bruck; zuvor lehrte und forschte sie an den Universitäten Münster  
und Mainz. Neben ihrem Habilitationsprojekt *Der gestimmte Mensch.  
Postdualistische Perspektiven auf die Kaschubei* gehören zu ihren aktu-  
ellen Forschungsschwerpunkten Mensch-Umwelt-Beziehungen, Post-  
humanismus, Klimawandel sowie Stimmung als kulturanthropo-  
logische Kategorie. Sie ist Mitherausgeberin der *Österreichischen Zeit-  
schrift für Volkskunde*.

**Magdalena Pasewicz-Rybacka** ist Doktorandin an der Fakultät für  
Geschichte der Universität Danzig; ihre kulturwissenschaftlichen  
Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen, die histo-  
risch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen  
Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind. 2020 erschien in  
Grajewo ihre polnischsprachige Publikation zur Geschichte der Haff-  
uferbahn bis zum Jahre 1945.

**Filip Schuffert** ist nach seinem B.A.-Examen in Geschichts- und  
Kulturwissenschaften (Geschichte, Soziologie, Osteuropäische  
Geschichte) Master-Student der Geschichte an der Justus-Liebig-Uni-  
versität Gießen. Als wissenschaftliche Hilfskraft ist er seit 2017 am  
Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte (bei Prof. Dr. Hans-Jürgen  
Bömelburg) und seit 2018 auch am Lehrstuhl für Frühe Neuzeit sowie  
im SFB 138 „Dynamiken der Sicherheit“ (bei Prof. Dr. Horst Carl) tätig.

**Annegret Schröder** studierte Germanistik, evangelische Theologie  
und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als  
Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist  
sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.



FOTO: SOEREN SCHULZ / ALAMY STOCK FOTO

Was macht eine junge, anmutige Frau zu einem Fluss? Diese Frage mag sich ein Spaziergänger stellen, der in Berlin-Kreuzberg von der Urbanstraße aus die Grünanlage der Grimmstraße betritt und dort den – nach seinem Hauptstifter benannten – WRANGELBRUNNEN betrachtet. Kulturelle Erfahrungen mit Personifikationen und Vierströme-Brunnen sowie Beigaben liegender Krüge und die Assoziationen von „Jugend“, „Fruchtbarkeit“ oder dem „Wasser des Lebens“ werden den Schluss nahelegen, dass die Skulpturen Flüsse repräsentieren. Da der Flaneur auf seinem Wege zunächst eine männliche, wehrhaft mit einem Schwert ausgestattete Figur wahrgenommen hat und nun dessen drei Begleiterinnen erblickt, wird er das Ensemble sodann als Allegorie der vier mächtigen Ströme Preußens identifizieren. Für solch eine nationale Programmatik zeugt auch die Entstehungszeit der Anlage, die in den 1860er Jahren vom Bildhauer Hugo Hagen (1818–1871) entworfen wurde.

Neugierig geworden, könnte sich der Betrachter zusätzlich fragen, welche weiblichen Figuren – neben dem „Vater Rhein“ – jeweils die drei anderen Flüsse personifizieren. Hier vermögen lediglich die allegorischen Attribute weiterzuhelfen: Der Raddampfer auf der rechten Seite unserer Aufnahme könnte die Dampfschiff-Fabrikation in Buckau und damit die Elbe kennzeichnen, während linkerhand möglicherweise die Weichsel mit dem Schifffahrtsymbol des Ruders und en face die Oder mit der Miniatur des Eingangs zur Festung Küstrin ausgestattet sind. Diese plausible Interpretation muss aber nicht unwidersprochen bleiben; denn mindestens ebenso wahrscheinlich dürfte es sein, dass hier das Modell von Stühlers Portal der – 1857 als herausragendes Dokument deutscher Ingenieurs- und Baukunst eröffneten – Dirschauer Brücke eingefügt worden ist und folglich die Weichsel versinnbildlicht. Somit erklärte sich schließlich auch, warum der *Westpreuße* genau diese Blickrichtung ausgewählt hat. **st Erik Fischer**